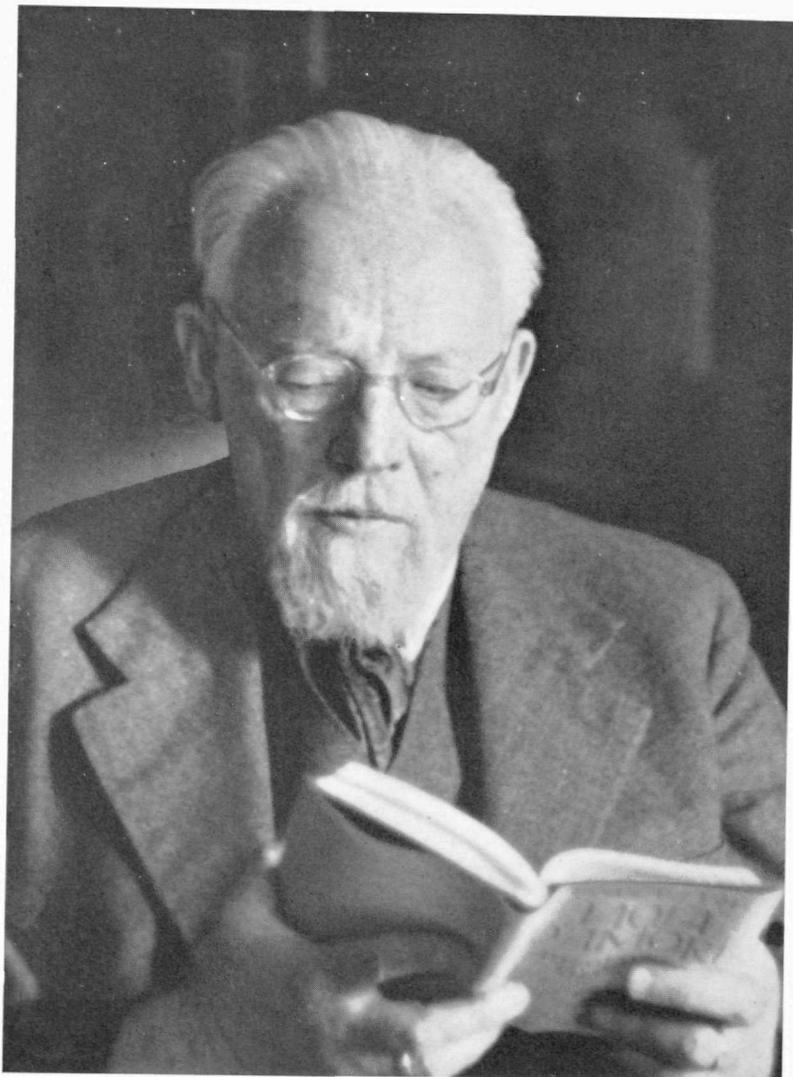


Sonderbände der Zeitschrift des Historischen
Vereines für Steiermark 5 (1974)



Hb. 331a

5-8

VIKTOR von GERAMB

EIN LEBENSBIOD
VON
HANNS KOREN

GRAZ 1974

Im Selbstverlag des Historischen Vereines für Steiermark

Inhaltsverzeichnis

<i>Das Erlebnis der Persönlichkeit</i>	7
<i>Der Lebensweg</i>	11
<i>Das wissenschaftliche Lebenswerk</i>	20
<i>Kleine Erinnerungen</i>	34
<i>Nachruf</i>	40

Anhang

Aus den Schriften Viktor v. Gerambs:

Peter Roseggers Bedeutung für die Volkskunde	43
Zur Entstehung von Volksliedern	67
Volkskundliche Grundfragen	69
Verzeichnis der Veröffentlichungen, von Maria Kundegraber	77

Alle Rechte vorbehalten!

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Historischer Verein
für Steiermark, 8010 Graz, Hamerlinggasse 3.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. h. c. Dr. Ferdinand Tremel, 8010 Graz, Harrachgasse 1.
Für den Inhalt verantwortlich: Landeshauptmannstellvertreter a. D., Präsident des
Steiermärkischen Landtages, Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, 8010 Graz, Landhaus.

Druck: Leykam AG, 8010 Graz, Stempfergasse 7.

Preis: S 60.—.

Das Erlebnis der Persönlichkeit

Viktor von Geramb gelten diese Blätter der Erinnerung. Sie fassen zusammen, was in der Literatur verstreut über sein Lebenswerk geschrieben wurde: über seine Theorie der Wissenschaft vom Volk, über seine Forschungen und sein Lehramt, sein Museum und sein Heimatwerk. Sie suchen aber auch das unmittelbare Erlebnis aufzuzeichnen, das seinen dankbaren Schülern die Vorlesungen, die Wanderfahrten mit ihm, die berufliche Arbeit unter seiner Führung und Wegweisung, die verehrungswürdige Persönlichkeit unvergessen bleiben läßt.

Wären ihm die Jahre des Lebens vergönnt gewesen, das er in der ganzen „Welt der Erscheinungen“ so geliebt hat, hätte er anno 1974 „seines Alters 90. Jahr“ vollendet. Noch nicht 75 Jahre alt, wurde sein Leib, der von Kindheit immer wieder von unerwarteten und plötzlichen, später von lange nicht enträtselten oder langwierigen und von aller ärztlichen Kunst schwer zu dämmenden Krankheiten heimgesucht worden war, aus unserer Mitte genommen. Aber heute noch — und solange wir leben und die, die von uns seinen Namen erfahren und den Adel seines Wesens bestätigt erhalten werden —, heute mehr als 15 Jahre nach seinem Tod am 8. Jänner 1958, lebt er mitten unter uns und den Seinen mit der ganzen Fülle und Farbigkeit seiner Natur, die ihresgleichen nicht kannte. Es wäre leichtfertig und oberflächlich und darum auch grundfalsch, ihn ein „Original“ zu nennen. Was ihn kennzeichnete und aus dem Kreis der Mitlebenden heraushob, war nicht das Zufällige, das jedem Lebensweg nach seiner Bestimmung widerfährt, war nicht das Auffallende und Äußerliche, das ihn charakterisierte, wenn er sich auch nicht scheute, im Gewand und Gehaben so aus dem Haus zu treten, wie es ihm gut und richtig dünkte — ohne Eigenbrötelei, aber auch ohne Angst vor der Meinung der Siebengescheiten und der Dummen. Es war einfach das Unmittelbare, seine ursprüngliche und doch so feinnervige kultivierte Natur, seine Urverbundenheit, um das Wort zu gebrauchen, mit dem sich ihm, wie mit dem Schlüssel zwischen den Zähnen der Krönleinnatter, die innerste Mitte jener Menschenwelt zu erschließen schien, der sein Forscherleben galt. Es ging von ihm eine Ausstrahlung aus, die oft und immer wieder einen bisher fremden Menschen faszinierte und nicht mehr losließ. Nur wenige Namen, die für viele gelten, sind es: wenn ich etwa

Eugen Diesel nenne, den Herzog Albert in Bayern oder den Salzburger Theologen Josef Dillersberger. Was hier zum Ereignis oder zum Erlebnis wurde, kann nicht besser ausgesprochen werden als mit den Worten, mit denen Helene v. Nostitz an Philipp Fiedler erinnerte — „die Versonnenheit, die er (Ph. F.) unbewußt den Dingen mitteilte, wodurch sie eine eigene Form bekamen, bleiben mir noch immer im Gefühl“. Es gehörte zum Geheimnis seiner Persönlichkeit, daß sich um ihn eine Atmosphäre ausbreitete, in der die Welt, die Umwelt gewissermaßen, wie neu erschaffen wurde: nicht von seinem Wort beherrscht, aber von einer stillen und strahlenden Kraft seines Gemütes durchwirkt und geprägt — ob er als Wanderer in ein Bauernhaus eintrat, ob er mit Freunden und Kollegen am Stammtisch saß oder ob er als stiller Beter in einer Dorfkirche kniete; diese Gabe gehört zu den Dingen, die nach dem Heimgang eines Menschen wirklich unersetzlich und unwiederbringlich sind. Er hatte die Gabe, dem Kreis, in dem er sich bewegte, die unverwechselbare Einstimmung zu geben, ob er am Vortragspult stand, ob er im Kreis seiner Studenten saß, im Hörsaal, in der alten „Wirtsstube“ des Volkskundemuseums (zu seinen Sprechabenden, wie er seine Seminarübungen nannte), mit alten und jungen Freunden in der Runde um das niederbrennende Sunnawendhansl-Frohfeuer am Rosenkogel oder nahe seinem Gedersberger Stöckl — oder wenn er mit der langen Jägerpfeife in einem obersteirischen Wirtshaus die Gesellschaft der Bauern und Holzknechte genoß — oder schließlich auch in einem Omnibus auf einer Überlandfahrt unbekümmert seine Nachbarn ansprach und, wenn sie sich scheuten, das Gespräch anzunehmen, sich den kleinen Kindern und den Hunden zuwandte.

Das menschlich Einzigartige war auch der Wurzelboden, auf dem Geramb die Arbeit seines Lebensberufes mit uneingeschränkter Hingabe aufbaute: als Feldforscher „bei seinem Volk zu Gast“, als Gelehrter im Studium der Quellen in Archiven und Bibliotheken, als Museumsgestalter und als Lehrer. Das Wort Hans Kloepfers: „Ich könnte das nicht, wie mein Freund Geramb: nur mit dem Schönen und Reizvollen mich beschäftigen, mit den Dingen, die dem historisch-romantischen Gemüt Freude machen und naheliegen. Ich brauche tagsüber die ‚grobe Arbeit‘ des Landarztes, und das andere — gehört zu meinem Feierabend.“ Dieses Wort hat sein Gegenstück in einem spontanen Ausruf Hermann Staneks, eines seiner hochbegabten Lieblingsschüler, der mit einem der letzten Kriegsschiffe der deutschen Marine untergegangen ist. Stanek meinte nach einer Ankündigung und genauen Wegerklärung einer Exkursion, die Geramb vorhatte: wie herrlich und glücklich, wenn in einem Menschen Beruf und Neigung so vollkommen übereinstimmen — und er meinte und

wußte, daß die herzensstarke Bindung Gerambs zum steirischen Volksleben eben nicht nur eine das innere Gemüt beglückende Gabe ist, sondern auch die in ernster Mühe geprüfte und immer mit Einfällen und Erkenntnissen belohnte Berufsarbeit und Lebenserfüllung war.

In dem im zweiten Band der von Nikolaus Grass in Innsbruck 1951 herausgegebenen „Österreichischen Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ hat Viktor v. Geramb seine Abstammung, seine Verwandtschaft, seinen Lebenslauf und, wie es der Titel des Sammelbandes verlangte, seinen Beitrag zur Geschichtswissenschaft geschildert. Eben diesem Sinne des Werkes ist es zuzuschreiben, daß Geramb, wenn er auch ein möglichst umfassendes Bild seines wissenschaftlichen Lebenswerkes geben wollte, sich doch auch als Historiker auszuweisen und zu rechtfertigen bestrebt. Die Geschichtswissenschaft gab ihm ohne Zweifel immer wieder Anstoß und Anerkennung, volkskundlichen Stoff zu finden und aufzugreifen. Aber wenn wir die ganze Spanne seiner Arbeit überblicken, sehen wir doch, daß es keine bestimmte eingeschränkte wissenschaftliche Disziplin war, die ihn ausschließlich seine „Methode“ finden ließ.

Seine Volkskunde stammt aus dem Erlebnis einer kaum gestörten Welt der Hintersassen, einer Bauernwelt, wie sie Hans Kloepfer geschildert, eines Bauernlandes, wie es Martha Elisabeth Fossel und Emmy Singer-Hiebleitner gezeichnet haben und das dem musisch-künstlerischen Menschen noch vergönnt gewesen ist.

Der Gegenstand der Gerambschen Volkskunde war noch die konkrete, lebhaft, von lebendigen Menschen, jungen und alten, getragene Welt der Überlieferungen, der auf einsamen Bergwanderungen und nicht allzu weit von den größeren Orten entfernt immer wieder neu zu entdeckende, das ganze Menschenleben erfassende, ordnende, erfüllende, bekränzende Überlieferungskreis, in dem sich noch alles zusammenfassend, in teilweise Verschiedenheiten gegliedert, Sitten und Riten um Geburt, Hochzeit und Tod, die Feste des Jahres, die Stationen des einzelnen Menschen schicksals, Lebenslust und Frömmigkeit, alles, was dem in die Gnade und Gewalt der Natur ergebenen Menschen beschieden auferlegt und möglich war. Auch die Arbeit gehörte dazu im Rhythmus der Jahreszeiten, das Gerät zur Arbeit, die Nahrung, die Viehhaltung — der ganze Mikrokosmos des in den Gesetzen seiner überlieferten Ordnung lebenden Menschenraumes: der Siedlung, des Dorfes, der Pfarre, des Weilers und des Hofes. Es war die lebendige Germania des Tacitus — so deutete Rudolf Meringer, dem Geramb so entscheidende Anregungen seiner Berufswahl verdankte — verpflichtend diese Welt. Aber es war auch das Reich der Berufsarbeit und der Dichtung Hans Kloepfers, das

beide immer wieder gemeinsam durchwanderten und in dem sie einander immer wieder neu entdeckte Wunder zeigten. Natürlich gab es auch in dieser Welt Not, Krankheit, Bosheit und Streit; es gab kein elektrisches Licht und keinen Traktor, alles Dinge, die das Leben heute leichter und rentabler machen. Aber eine glückliche Welt ist es gewesen, die das Arbeitsgebiet Viktor v. Gerambs umschloß — wie er sie noch erlebt und uns, seinen alten Schülern, noch zeigen konnte und darum so anziehend machte. Aus dieser Welt haben wir viele Maßstäbe mitbekommen, das Volksleben, das nie aufhört, sich aber immer ändert und verändert, wie es sich verwandelt hat, seit die Menschheit von ihrer Geschichte weiß, zu messen und in seinem Gehalt zu erkennen.

Der Lebensweg

Sein Leben hat Geramb selbst so bildhaft und fast vollständig in seinem schon erwähnten Beitrag zum zweiten Band des Sammelwerkes „Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ niedergeschrieben, daß uns nicht mehr viel zu tun bleibt, als gewissermaßen einen knappen Auszug davon zu geben. Freilich, nicht ohne Bemühung, der subjektiven Selbstdarstellung jenes Bild entgegenzuhalten, wie es sich in seinem Studiengang, im Wirken des wissenschaftlichen Beamten und in den Werken des Forschers objektiviert hat. Der Herkunft aus einem Innviertler Bürgergeschlecht, das er in Ried schon 1460 urkundlich finden konnte, war er sich gern bewußt. Er freute sich auch, in seiner Ahnenreihe Montanisten von großem Ansehen und Reichtum zu haben, die Gründer der Gerambschen Bergwerksunion in Oberungarn, die 1610 von Rudolf II. in den erblichen Reichsadelstand erhoben wurden. In Rom versäumte es Viktor v. Geramb auch nie, das Grab eines alten verwandten Trägers seines Namens zu besuchen: des Trappistenprocurators Ferdinand Freiherrn v. Geramb, der nach abenteuerlichem Soldatenleben zunächst als Laienbruder im Kloster La Trappe Frieden suchte und in der Abtgruft in Santa Croce in Rom bestattet liegt. Noch der Großvater Eduard Ritter v. Geramb war Bergakademiker, der bei der Innerberger Hauptgewerkschaft in Eisenerz eine führende Stellung bekleidete. In Eisenerz wurde auch Gerambs Vater geboren — 1855 —, der als Jurist in den Verwaltungsdienst trat und an verschiedenen Bezirkshauptmannschaften in der Steiermark tätig war.

Stolz auch berief sich Geramb oft auf seine bäuerliche Abstammung, die er seiner Mutter verdankte. Sie freilich war schon die Arztenstochter von Deutschlandsberg, deren Vater, Dr. Bartholomäus Knapp, noch beim vulgo Brucker in Oberwölz geboren worden war und schließlich Bezirksarzt in Deutschlandsberg wurde, wo er neben seiner Praxis im Zusammenwirken mit Kraft-Ebing über steirische Volkskrankheiten wichtige Studien betrieb. Der junge Statthaltereibeamte Viktor Ritter v. Geramb heiratete an seinem ersten Dienstposten in Deutschlandsberg die Tochter Marie des Bezirksarztes Dr. Knapp, und am 24. März 1884 wurde dem jungen Ehepaar ihr Erstgeborener geschenkt, der ebenfalls den Namen Viktor erhielt. Im „steirischen Paradies“, wie

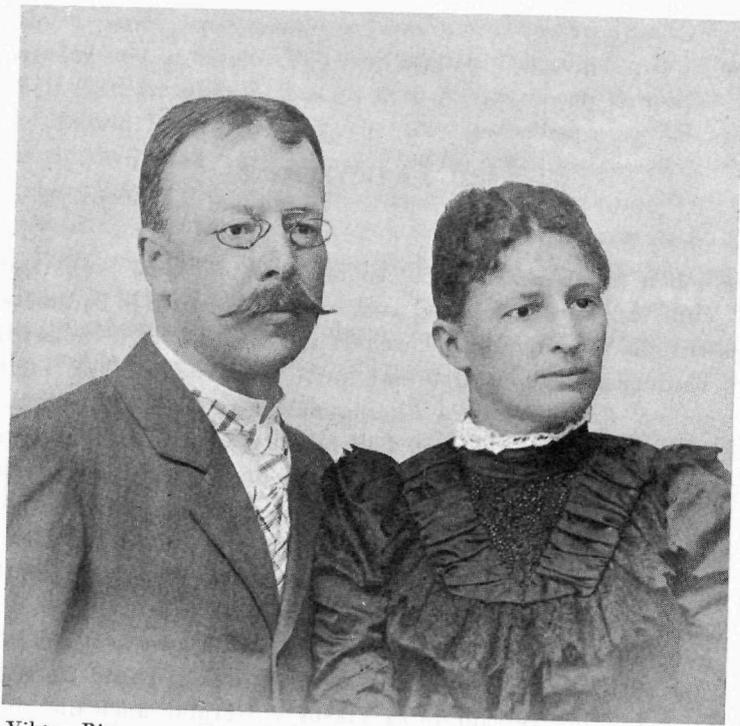


Abb. 1: Viktor Ritter von Geramb, k. k. Bezirkshauptmann von Judenburg, und seine Frau Maria, geb. Knapp (etwa 1900, Foto Bosio, Judenburg).

das Land um Deutschlandsberg mit seiner mächtigen Burg und den anmutigen Schilcherhängen trotz aller Neu-, Zu- und Umbauten immer noch mit Fug und Recht genannt wird, erlebte der junge Viktor eine Kindheit und Jugend, in deren Umwelt schon die glückliche Mischung der bildenden Kräfte des späteren Lebens beschlossen waren. In Deutschlandsberg hat die „Kinderfrau“, eine Bauerntochter aus dem nahen Tanzelsdorf, dem Knaben die ersten Sagen und Märchen erzählt, und die weite Koralm, zu deren Füßen die kleine Bezirksstadt liegt, bot mit ihren waldigen, die urtümliche Einschicht der Bergbauern hütenden Vorbergen und ihren sonnenbeglänzten oder von „Urzeitgewalten vertobten“ Höhenzügen die glaubwürdige lebendige Bühne dazu. Vom alten Judenburg aus, wo der Vater später Bezirkshauptmann war, und die in jungen Jahren entrissene, vom Sohn in kindlicher Liebe nie vergessene Mutter unter einem Rosenhag begraben liegt, erschloß sich dem Studenten zum erstenmal zu bewußter Erkenntnis der Weg in die Einsamkeit und stolze Eigenart der Bauernhöfe an den Zirbitzhängen. Auch von den anderen Dienstorten des Vaters, der in Graz als k. k. Statthaltereirat in den Ruhestand trat, fanden sich Ausblicke und Zugänge in die bürgerliche und

bäuerliche Kleinwelt, die als lebendiger Bilderatlas dem Forscher und Gelehrten immer im frischen Gedächtnis zu Gebote stand: ob es in Hartberg war, wo er in den Ferien wandernd mit Studienkollegen, unter ihnen mit Josef Winkler, dem späteren Professor für Geschichte am Grazer Knabenseminar, bei Bauernwirten und Buschenschenken frohe Rast hielt; ob es Feldbach war, wo ihm das Unglück geschah, daß er sich mit einer frisch geschliffenen Schere in das rechte Auge stach; kein Arzt konnte mehr helfen, und die benachbarte Bäckerstgattin B i h u s c h, die sich im Anblick des Unglücks nach Maria Eichkögl oder Klein Mariazell verlobte, tröstete sich mit dem nicht unbegründeten Gedanken, daß alles ein noch ärgeres Ende hätte finden können. In Liezen währte die Dienstpflicht seines Vaters wohl nicht solange, daß er vom Ennstal und Gesäuse, denen er später in Wort und Schrift seine liebevolle Aufmerksamkeit zuwendete, besonders zu nennende Eindrücke mitgenommen hätte.

Die Gymnasialzeit scheint in Geramb nicht allzu starke Eindrücke hinterlassen zu haben. Wohl vergißt er nicht zu erwähnen, daß er am Untergymnasium in Graz die Preisprüfung in steirischer Geschichte mit



Abb. 2: Viktor von Geramb als Student in den Farben der Akad. Sängerschaft „Gothia“ (Foto Ferd. Mayer, Graz).

Auszeichnung abgelegt hat. Das Obergymnasium besuchte und absolvierte er in Villach (1902), das von Judenburg, dem Dienstort des Vaters, wohl besser zu erreichen gewesen ist. Die Universität bezog der junge Maturant mit der Absicht, Germanistik zu studieren; er belegte bei Schönbach, Seuffert und dem Indogermanisten Meringer. Differenzen mit Schönbach, für die keine sachliche Erklärung zu finden ist, ließen ihn zu Geschichte und Geographie überwechseln. Lediglich an Meringer hielt er fest, und gerade dieser Gelehrte hatte mit seiner Methode „Wörter und Sachen“, wie auch der Titel seiner bei Winter in Heidelberg herausgegebenen Zeitschrift lautete, Geramb auf den Weg gewiesen, auf dem er seine eigene Methode und Zielrichtung der Volkskunde finden sollte. Aber es waren doch auch die Historiker und besonders die Geographen seiner Zeit, die ihm jene Einschätzung des Geschehenen und doch nicht Vergangenen, der Geschichte eben, vermittelten, ohne die sich Geramb eine Volkskunde, auch eine sogenannte Gegenwartsvolkskunde, nicht vorstellen konnte. Volkskunde blieb neben allen Ausblicken in soziologische, psychologische und geographische Betrachtungsweisen eben immer und vor allem eine historische Disziplin. Es sind bedeutende Gelehrte der Grazer Alma mater gewesen, deren Geramb noch im späten Alter dankbar gedachte: der Historiker Bauer, Loserth, Karl Uhlirz, v. Zwi ed en e c k und der Geographen Richter und Sieger. Bei Sieger reichte er nach seiner Promotion im Jahre 1907, für die er als Dissertationsthema „Die Grenze zwischen Noricum und Pannonien“ abgegeben hatte, für die geographische Lehramtsprüfung für Mittelschulen eine ebenso fleißige wie alle bisherige Literatur aufspürende Hausarbeit mit dem Titel „Der Stand der Hausforschung in den Ostalpen“ ein. Durch diese Arbeit verdichtete sich das gegenseitige wissenschaftliche Interesse zwischen Geramb und Meringer noch mehr, vielleicht auf entscheidende Weise. Meringer läßt Geramb nicht mehr aus den Augen, wenn er ihm zunächst auch nicht mehr helfen konnte, als seine erste Bemühung um einen Broterwerb zu unterstützen. Anton Mell, der langjährige verdienstvolle Archivdirektor, holte Geramb zunächst in sein Institut, wo er als „wissenschaftliche Hilfskraft der historischen Landeskommission“ auch als Dienstreisen weite Fahrten durch das Land machen konnte, um in den Gemeindefarchiven die Bestände zu registrieren, gleichzeitig aber, und immer schon im Zusammenwirken mit Meringer, dessen „Deutsches Haus und sein Hausrat“ wertvollste methodische Hinweise bot, so nebenbei auch Hausforschung zu betreiben.

Nachdem Geramb über Mells dringlichen Rat die kleine Institutsprüfung in Wien abgelegt hatte, wurde er neben seiner Hilfsarbeit bei der Historischen Landeskommission Hausarchivar und Bibliothekar im

Hause seiner Exzellenz Dr. Johann Graf Meran, des Enkels Erzherzog Johanns. Und wieder war es mit Mell und Luschin-Ebengreuth Rudolf Meringer, der sich für die Ernennung Gerambs zum Sekretär des Kuratoriums des steirischen Landesmuseums Joanneum einsetzte. Von diesem Tage an, dem 1. Mai 1909, führte der gerade Weg zur Gründung des steirischen Volkskundemuseums und der Errichtung eines Ordinariats für deutsche Volkskunde an der philosophischen Fakultät der Universität Graz. Freilich war es ein steiniger und dornenreicher Weg. Aber wer die Willensstärke und die Tenazität, aber auch die unter rührender Naivität versteckte Diplomatie Viktor v. Gerambs kannte, weiß, daß er das angestrebte Ziel erreichen mußte. Immer hielten Luschin, Mell und Meringer ihre schützende Hand über alle Vorhaben, die Geramb, nun völlig in die steirische Geschichte und Landeskunde hineingewachsen, zu verwirklichen suchte. Im Gedanken, den bisherigen Abteilungen des Joanneums eine neue volkskundliche anzugliedern, suchte er die in den verschiedenen Abteilungen vorhandenen volkskundlich bedeutsamen Gegenstände zu inventarisieren. Mit diesem Bestand allein schon hätte sich ein sehenswertes Museum zusammenfügen lassen. Das gedruckte Inventar erregte die Aufmerksamkeit der vorgesetzten Stellen, und als dann noch im Jahr 1911 zur 100-Jahr-Feier des Joanneums im Rahmen des deutschen Historikertages Geramb nach langen Archivstudien seinen Vortrag über die volkskundliche Bedeutung Erzherzog Johanns hielt, war der Durchbruch völlig gelungen. Otto Lauff er legte eine Resolution vor, diesen Vortrag unverzüglich drucken zu lassen. Was hier Geramb über das Biographische hinaus zur Volkskunde selbst zu sagen hatte, war überraschend. Das Verdienstvolle dieser Arbeit liegt aber auch darin, daß volkskundliche Probleme und Teilbereiche, die keineswegs allgemein zur volkskundlichen Thematik seiner Zeit gehörten, von einem Mann aufgezeigt wurden, der selbst keine eigentliche Lehre in diesem Fach, das auch noch kein akademisches Fach gewesen ist, als Vorbild hatte.

Museumskurse des Münchner Geheimrates Dr. Georg Hager, der gerade für Volkskunde- und Heimatmuseen völlig neue und bis heute gültige Wege wies, halfen Geramb auch, seine eigenen Pläne als völlig neue Entwürfe zu erarbeiten. Das galt für die Wahl des Hauses, es war das eben durch den Neubau des Landeskrankenhauses in St. Leonhard freigewordene Haus Paulustorgasse 13, ehemals Kapuzinerkloster, nachher Findelhaus und Irrenanstalt. Das galt auch für die Stimmung, die er in den Räumen des alten Hauses im Schatten des Schloßberghanges seinem neuen Inhalt gemäß wieder zu erwecken verstand. In den Jahren 1913 und 1914 wird das Volkskundemuseum — die volkskundliche Abteilung des Landesmuseums Joanneum — im wesentlichen eingerichtet.



Abb. 3: Viktor Geramb (etwa 1925, Foto Ernst M. Fürböck, Graz).

Die Sammlung und Sichtung des Volksgutes im ganzen Lande geht daneben unentwegt weiter. Ungezählte freiwillige Helfer und Mitarbeiter stellten sich ein. In den von Geramb mit Hans Wutschnig als Publikation des Historischen Vereins für Steiermark begründeten „Blättern für Heimatkunde“ wurden immer wieder volkskundliche Schilderungen und Abhandlungen gedruckt und damit das Interesse für diese junge Wissenschaft geweckt und gefördert. Seine Mitarbeit bei der Gründung und weiteren Entwicklung des Volksbildungsheimes St. Martin durch Josef Steinberger hielt er wie sein Freund, der Landeskonservator

Dr. Walter v. Semetkowski, als Konsequenz seines unmittelbaren Arbeitsauftrages: Volksbildung als angewandte Volkskunde.

Im gleichen Geiste schuf er auch 1934, nachdem zuerst durch freiwillige Spenden das Heimatwerk errichtet worden und dann unter der besonderen Förderung durch Landeshauptmann Dr. Karl Maria Stepan der Heimatsaal gebaut worden war, neue Pflegestätten der Bildung, die in ihren Themenkreis um die Heimat- und Volkskunde gerade 1945 alle die Menschen schwer bedrängenden geistigen und sittlichen Fragen einbezogen hatten.

Mit der 1924 bei Winter in Heidelberg in der Zeitschrift „Wörter und Sachen“ erschienenen großen Arbeit „Kulturgeschichte der Rauchstuben“ habilitierte sich Geramb für deutsche Volkskunde an der philosophischen Fakultät der Grazer Universität. Habilitationsvater war Rudolf Meringer. 1930, knapp vor Weihnachten, kam die Ernennung zum wirklichen, aber unbesoldeten außerordentlichen Professor. 1938 wurde er von der Universität unter wenig noblen Nebenerscheinungen entlassen, auch das Betreten seines Volkskundemuseums sollte er auf Rat wohlmeinender Freunde unterlassen. In seinem Tuskulum in Gedersberg arbeitete er unverdrossen weiter und hatte immer wieder eine Schar junger und alter Freunde um sich, die ihn und die er nicht hoffnungslos werden ließ.

1949 endlich wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Nach seinem 65. Geburtstag, an dem in festlicher Stunde im Heimatsaal alles nachgeholt werden sollte, was zu sagen und zu danken und zu bitten an seinem 60. Geburtstag verwehrt gewesen wäre, trat er von der Leitung des Museums zurück. 1955 wurde er emeritiert.

Und noch einige Züge müssen genannt werden, die in der flüchtigen Lebensskizze nicht fehlen dürfen: Viktor Geramb war mit Frieda, geborene Suppan, in glücklicher Ehe durch viele Jahrzehnte verbunden. Sie war eine unentwegte treue und geduldige Begleiterin und Helferin bei all seinen Kundfahrten im Lande und seinen Reisen in die Welt. Sie half ihm bei der Errichtung des Museums, vor allem bei der Gründung und Führung des Heimatwerkes. Sie war auch die hingebungsvolle Pflegerin in den Wochen und Monaten schwerer Krankheit, die Geramb gelassen, aber doch mit einem Bangen ertragen mußte. Sie schenkte ihm zu seiner Familienerfüllung eine Tochter Frieda, die ihn aus der Ehe mit dem (heute als Oberstudienrat ein junger Professor gebliebenen) Dr. Wilhelm Herzog mit sechs Enkelkindern beglückte. Und hätte er dieses Jahr 1974 erlebt, dürften ihm 22 Urenkelkinder ihre Glückwünsche zu seinem 90. Geburtstag darbringen können. Frau Frieda v. Geramb wußte ihm auch ein heimeliges Haus zu bereiten und half ihm, ein vielbesuchter

Gastgeber zu sein. Sein Gästebuch enthält so viele Namen bedeutender Persönlichkeiten der Wissenschaft und Kunst (geistliche und weltliche Obrigkeiten und Regenten), daß es nicht möglich wäre, sie vollständig aufzuzählen. Aber einige Namen sollten doch den Kreis eingrenzen, aus denen die Gäste kamen, zu dem er immer wieder auch junge Freunde, Schüler und Mitarbeiter eingeladen hatte.

So schreibe ich wenigstens die Namen derer her, die für sein Schaffen und denen er für ihre geistige Welt immer wieder viel bedeutete: P a u l a G r o g g e r und E m m y S i n g e r - H i e ß l e i t n e r (beide gottlob noch lebende Zeugen), M a x M e l l, F r a n z N a b l, H a n s K l o e p f e r, H a n s L e i f h e l m, der Theaterintendant G r e v e n b e r g und J o s e f P a p e s c h, dem er bei der Einrichtung und Ausstattung des „Steirischen Hammerherrn“ begeistert half, die großen Gelehrten N i k o - l a u s R h o d o k a n a k i s und O t t o S t o r c h, V a t e r B e n n d o r f und der Berliner B ö h m, der ihm auch ein treuer Begleiter in die Modriacher Sommerfrische war, wie K u r t W e g e n e r auf Lopud viele Sommer hindurch seine Gesellschaft teilte, K o n r a d M a u t n e r und V i k t o r H a m m e r und in den letzten Jahren immer öfter der um vieles jüngere, innerlich aber ganz nahestehende geistliche Freund J o s e f S c h n e i b e r, der Frühverstorbene.

Geselligkeit, aber auch außer Haus liebte er in der Tradition des biedermeierlichen Stammtisches, wie er ihn zuerst beim Wienerwirt in der Heinrichstraße mit Rudolf Meringer als Mittelpunkt erlebte und vor dem Zweiten Weltkrieg in der „Goldenen Pastete“ selbst begründete; Namen, die nicht vergessen werden sollten, gehörten zu diesem Kreis: F r i t z K l a b i n u s, R o b e r t M e e r a u s, F r i t z P o p e l k a, H a n s P i r c h e g g e r und andere, die nicht mehr leben; P a u l H a z m u k a, W i l h e l m J o n s e r, W a l t h e r P e l j a k und F r a n z T a u c h e r erinnern sich auch heute noch an diese anregenden Stunden. Nach dem Krieg zog die Runde — es war eine andere geworden, Literaten und Künstler scharten sich zusammen — wieder in das Haus zurück oder, besser, in die Häuser, der Reihe der Gäste nach, die daran teilnahmen. Kurt Hildebrand Matzak hat in seinem Erinnerungsbuch „Hofrat Tee“ diesem Kreis, dem auch der heimgekehrte Untersteirer P i p o P e t e l n angehörte, ein freundliches Angedenken geschaffen.

Hatte Geramb als Kind ein Auge verloren, so wurde das zweite Auge durch 15 Jahre jedes Frühjahr durch ein immer heftiger und schmerzlicher werdendes Leiden heimgesucht. Die lange als Augentuberkulose diagnostizierte Krankheit wurde endlich vom Münsterer Ophthalmologen v. Szilly als Akne rosacea erkannt und durch die richtige Therapie, vor allem Aufenthalt am Meer, geheilt.

Weil „Krankheit“ vom „Kränken“ kommt, war es nicht verwunderlich, daß Geramb zu Anfang des Krieges von einem schweren Leiden heimgesucht wurde. Anaemia perniciosa hieß die Krankheit. Sein behandelnder Arzt tröstete ihn: „Umbringen wird sie dich nicht, diese Krankheit, aber du darfst sie nie unbeachtet lassen, mußt dich ständig um sie kümmern, wie um eine eifersüchtige Frau.“

In seinen letzten Jahren litt er an Atemnot. Immer seltener rauchte er einmal eine „Jonny“, eine Zigarre oder Pfeife, die er wie ein alter Meister stopfte. Im Oktober 1957, als er wieder einmal vom Schloßberg hang zurückkam und ich ihn die Museumsstiege hinaufbegleitete, blieb er hustend stehen und sagte nur „Herzasthma“. Das war es wohl auch. Am 8. Jänner 1958 ist er heimgegangen.

Das wissenschaftliche Lebenswerk

I. Der Forscher und Lehrer

Geramb war kein „gelernter Volkskundler“. Dort und da fielen wohl von den Lehrkanzeln seiner akademischen Studienzeit größere oder kleinere Brosamen ab, die sich später in ein volkskundliches Gesamtbild einordnen ließen. Das gilt von dem berühmten Volksliedkolleg Schönbachs, das von Hunderten von Hörern aller Fachrichtungen und Fakultäten besucht wurde, wie selten ein Collegium publicum. Das galt von den Geographen Richter und Sieger und vor allem von Rudolf Meringer, ohne dessen kulturgeschichtliche Grundlegung, die Realienkunde, die Volkskunde der Sachen, einen unverzichtbaren Aspekt vermissen müßte. Um so mehr spricht es für Geramb's frühentwickeltes und die Grenzen und die Mitte des volkskundlichen Forschungsfeldes treffenderes sicheres Gefühl und Wissen, das ihn anscheinend abseitsliegenden Teilgebieten seine Aufmerksamkeit zuwenden ließ.

Eine gewissenhafte systematische Stoffübersicht und Gliederung hat er dann vollends in seiner „Volkskunde der Steiermark“ 1924 niedergelegt, die heute noch als Einführung in die „geistige und sachliche Volkskunde“ beste Dienste leistet. Von Siedlung, Haus, Arbeit und Gerät über Sitte und Brauch, Volkskunde und Tracht bis zur Dichtung und Volksfrömmigkeit ist die ganze Summe des volkskundlich Wissenswertes zusammengetragen und im Aufriß und Grundriß dargestellt. Gewiß hat er dieses Einteilungsprinzip in der Literatur seinerzeit vorgefunden. Aber das war im Grunde nur noch eine Bestätigung seiner selbstentdeckten Fragen und Stoffe, die er im Leben und im Lande selbst „angekommen ist“. „Angekommen“ bedeutet heute noch in der Mundart nichts anderes als das lateinische „invenire“, das heißt „finden“. Dankbar weiß sich Geramb der Freunde zu erinnern, denen er immer neue Hinweise oder eine neue Spur verdankte, so z. B. Peter Roseggers, dessen Bedeutung für die Volkskunde als frühes Zeugnis für Geramb's eigene erschöpfende Einsicht in dem Umfang des Faches er in einer „Flugschrift“ niedergelegt hat, die als sprechender Beleg für den wissenschaftlichen Weg in diesem Gedenkband wiedergegeben werden soll.

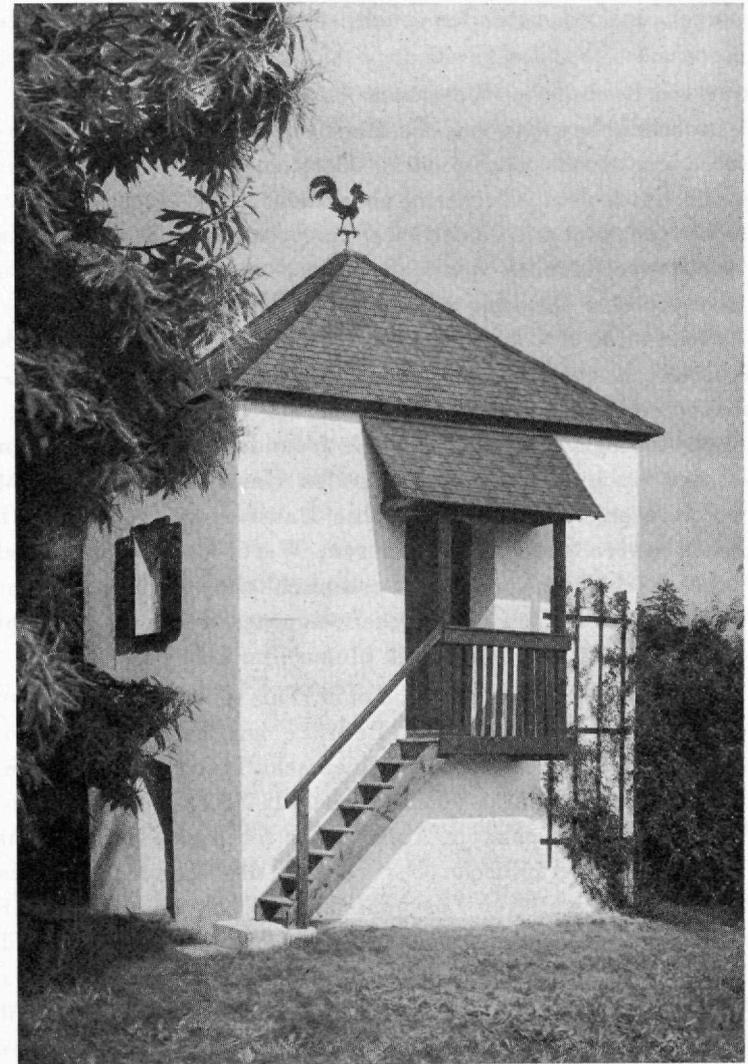


Abb. 4: Das Stöckl in Gedersberg, Geramb's Arbeitsraum (Foto Robert Fürböck, Graz).

Die von Maria Kundegraber so gewissenhaft gearbeitete Bibliographie am Abschluß unserer Erinnerungen zählt im einzelnen die Interessensgebiete Geramb's auf, die Stoffe, die er besonders behandelt, in kleinen Studien und in größeren Abhandlungen, immer mit dem ganzen wissenschaftlichen Ernst der Sache auf den Grund zu gehen. Freilich weiß ich es wohl, wieviel mehr ihn immer der Einfall und die Intuition bei seinen Arbeiten lenkten und die Niederschrift das Ergebnis einer Gesamt-schau des behandelten Themas war, für das er die wissenschaftlichen

Anmerkungen unter Umständen auch im nachhinein erst zusammensuchte.

Es war ein besonderer Wesenszug Professor Gerambs, daß er alles, was ihn innerlich bewegte und beschäftigte, mit Freunden besprechen und beraten mußte. Er mußte sich mitteilen, er, der das Alleinsein schätzte und unter dem Alleinsein, aber auch, wo es ihm durch die Zeitumstände aufgedrängt wurde, litt, war im Grunde ein geselliger Mensch. Das ist nicht oberflächlich gemeint. Es mußte immer ein persönliches Verhältnis sein, eine Bindung zum Menschen, mit dem er arbeitete oder dessen Arbeiten für ihn der Ausgang für eigene Studien waren. So war dieser fehlende Kontakt zu Schönbach der Grund, sich von der Germanistik abzuwenden. So war es aber auch die zuerst respektvolle, dann immer mehr kollegiale und schließlich freundschaftliche Beziehung zu Meringer, der ihn unter seiner „segnenden Hand“ die ersten sachkundlichen Arbeiten angehen ließ. Für seine Hausforschung und die Trachtenforschung waren sie von besonderem Wert. Es war aber auch ein menschliches Verhältnis, das er zu Persönlichkeiten suchte, mit denen er keinen unmittelbaren Umgang pflegen konnte, deren Lebensschicksal aber über das wissenschaftliche Werk hinaus ihm naheging.

Das gilt zunächst für **K a r l R h a m m**. Von seinen Arbeiten waren es vor allem die „Ethnographischen Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, II. Abteilung, Altgermanische Bauernhöfe im Übergang vom Saal zu Fletz und Stube (XXXII und 1117 S.), Braunschweig 1908, die für die Absicht Gerambs im Auftrag der Akademie der Wissenschaften in Wien die geographische Verbreitung des Rauchstubenhauses in den Ostalpen, ein in weiteren Zusammenhängen beheimatetes Material in Überfülle darboten. Als Fußwanderer vom Norden über den Nordosten bis in die Alpen hatte Rhamm seine Aufzeichnungen gesammelt. Daß der mit einer Sehkrankheit immer wieder laborierende junge Geramb für den in seinen letzten Lebensjahren fast erblindeten **K a r l R h a m m** eine besondere Verwandtschaft empfand, verstärkte noch die Ähnlichkeit der beiden, die jeder für sich ihre wichtigsten wissenschaftlichen Erkenntnisse in der Feldforschung suchten. Geramb, der ein eigenes Sommersemesterkolleg dem Leben und Werk Rhamms widmete, unterzog sich auch der Mühe, die umfangreichen eben zitierten „ethnographischen Beiträge“ für ein breiteres und weniger geduldiges Publikum in einem Auszug zusammenzufassen, der in der Berliner Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1916 und 1917 abgedruckt wurde.

Von den zahlreichen einzelnen Fragestellungen Rhamms interessierten Geramb (wohl auch angeregt durch Meringer) vor allem die Verbrei-

tung und Geschichte der Rauchstube, jenes ihm von den eigenen Wanderungen in der steirischen Heimat noch häufig bekannten Raumes, in dem (offener) Herd und Backofen zusammengebaut, mit dem Tisch diagonal gegenüber der Feuerstelle, der Liegestätte (Bett), der langen Hühnersteige und den „Asen“, dem Gestänge zum Trocknen und Aufbewahren der Späne, die zentralen Elemente des volkstümlichen Hausens und Wohnens bildeten. Die Rauchstube ist (nicht zu verwechseln mit der Rauchs Küche) Koch-, Wohn- und Schlafräum in einem: durch die gelegentliche „Unterkunft“ des Federviehs und das ständige Grillengezirpe noch stärker charakterisiert ein Raum besonderer Altertümlichkeit und so des intensiven Interesses jedes Hausforschers wert. Geramb arbeitete zwei Jahre an seiner „Rauchstube, eine Raumstudie“. Der Umfang der vier Bücher, in denen sie unterteilt war, betrug 508 Bogenseiten und schloß zu seiner Zeit (1920) eine Drucklegung aus. Erst eine kräftige Hilfe aus Schweden, eine durch Luise Hagberg angeregte Subvention, machte es Meringer möglich, wenigstens einen Teil, und zwar den wichtigsten in seiner Zeitschrift „Wörter und Sachen“ 1924 drucken zu lassen: „Die Kulturgeschichte der Rauchstube“ mit 39 Textabbildungen und einer Karte.

Das zweite Buch des Gesamtwerkes, „Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben“, erschien in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, XXX, 70—123. Die beiden anderen Bücher: „Die Formen ostalpiner Rauchstuben“ und „Die Rauchstuben und rauchstubenähnliche Räume im volkstümlichen Haus der übrigen europäischen Länder“ wurden nie gedruckt. Ihren wesentlichen Inhalt hat Geramb aber in der „Kulturgeschichte der Rauchstube“ als Einleitung gewissermaßen kurz zusammengefaßt.

Bruno Schier und **Karl Ilg** haben sich des Problems der Rauchstube, von Gerambs Arbeiten ausgehend, angenommen, und Geramb selbst hat in späteren Jahren immer wieder sozusagen zu seiner wissenschaftlichen Jugendliebe zurückgefunden. Bei **Otto Müller** erschien 1950 „Die Rauchstuben im Lande Salzburg“, und 1954 brachte die „Carinthia“ seinen Beitrag „Rauchstuben in Kärnten“. Es ist völlig ausgeschlossen, den ganzen Fragenkomplex in dieser kurzen Darstellung wiederzugeben. Ich beschränke mich mit wenigen Sätzen auf das Wesentliche. So sehr sich Geramb der Funde und Aufzeichnungen Rhamms bediente, im Endergebnis und in der Enderkenntnis gehen sie auseinander. War die Rauchstube für **Karl Rhamm**, seiner Lieblingstheorie von der Wanderung und Kulturträgerschaft der Ostgermanen entsprechend, altes ostgermanisches Überlieferungsgut, konnte es Geramb auch im peinlich genauen Verfahren nachweisen, daß in der Rauchstubenfeuerstelle der

deutsche Herd und der slawische peč zusammengefunden haben und daß „die ostalpine Rauchstube eine Raumschöpfung ist, die aus der Berührung und Durchdringung slawischen und germanischen Volkstums entstanden ist“.

Karl Mautner ist wohl im Sinne und Geiste Gerambs zuerst zu nennen, wenn wir von der zwanzigjährigen, von vielen physischen, wirtschaftlichen und politischen Bedrängnissen überreich belasteten Arbeit am Steirischen Trachtenbuch sprechen. Die Anregung kam von Mautner, der als Wiener Industrieller in Gößl am Grundlsee seine eigentliche Herzensheimat und ganz im Gegensatz zur Kultur und Zivilisation seiner Heimatstadt und seiner Gesellschaftskreise an der Lebensart und den Überlieferungen des Volkes der Jäger, Holzknechte und Fischer seine eigentliche Daseinsfreude fand. Er hatte aus dieser Gesinnung eine stattliche Sammlung von Kleidungsstücken aus dem Salzkammergut in seiner Trachtenkammer zusammengetragen und besaß ein ansehnliches Archiv von Trachtenbildern. Michael Haberlandt lud ihn ein, im Rahmen „Werke der Volkskunst“ eine Darstellung der „innerösterreichischen Volkstrachten“ zu veröffentlichen. Die Reihe kam wegen der Zeitumstände nicht heraus. Aber Mautner hatte für seine Vorarbeiten mit Geramb Kontakt gesucht — und Freundschaft gefunden. Das war die Gründung des Steirischen Trachtenbuches, das beide gemeinsam planten, das aber schließlich Geramb wegen des unerwartet frühen Todes Konrad Mautners allein geschrieben hat. Allerdings hatte Geramb zu dieser Zeit (1913—1914) schon etliche steirische Trachtenstücke für sein Museum gesammelt und auch die Trachtenpflege praktiziert durch sein eigenes Beispiel und begeistert unterstützt von seinen Freunden wie Hans Kloepfer und Walter Semetkowski. Aber literarisch war ähnliches wie für Westfalen (Jostes, Westfälisches Trachtenbuch) oder Hessen (Justi, Hessisches Trachtenbuch) in der Steiermark nicht vorhanden. Geramb machte sich mit ganzer Kraft und Liebe an die Arbeit, wobei ihm wieder seine Grundausbildung als Historiker besonders zustatten kam. Die trachtlichen Bemerkungen in den Antworten auf die Fragebogen Erzherzog Johanns vom Jahre 1811, die in der Göthschen Serie im steirischen Landesarchiv verwahrt sind, genügten ihm nicht. Er forschte nach literarischen und bildlichen Quellen zurück, soweit es ging. Und er vergaß auch nicht, neben den prachtvollen, bunten, vollentfalteten Trachten des 19. Jahrhunderts, das „Altertum“, das sich in bestimmten Primitivformen der Bekleidung noch in der Gegenwart finden ließ (Holzschuh, Strohhut, Bastmantel usw.). Schließlich sah er in der Gesamtbetrachtung der Entwicklungsgeschichte drei Hauptarten der Bekleidungsformen des Landes: 1. Primitiv- oder Urtrachten einer bodennahen uralten Gemeinschaftskultur, 2. die Zeitmode

der individualisierten und hochkultivierten und sozialen Oberschichten und 3. „Volkstrachten“ im üblichen Sinne des Wortes, erwachsen aus dem Wechselspiel der Einflußkräfte, das zwischen den Primitivtrachten und den Zeitmoden waltet (Steirisches Trachtenbuch, Band I, S. 13 f.). Aber bewußt oder unbewußt: Der Kundige weiß, daß das heuristische Prinzip, das zu dieser Gliederung führte, das zur Zeit der Konzeption des Steirischen Trachtenbuches vieldiskutierte methodische Prinzip (nach John Maier und Hans Naumann) vom gesunkenen Kultur- und primitiven Gemeinschaftsgut wirksam war.

In den den Urtrachten gewidmeten Kapitel folgenden Abschnitten werden von der Urtracht bis zum Aufkeimen volkstümlicher Besonderungen die norisch-pannonische Tracht, Beiträge zur heimischen Bekleidungsgeschichte im Jahrtausend von der Völkerwanderung bis in das 13. Jahrhundert, das 14. Jahrhundert, das 15. Jahrhundert dargestellt. Das dritte Hauptstück, die Entfaltungszeit der Volkstrachten, ist gleichzeitig eine sehr lehrreiche Geschichte der Moden, die die Volkstrachten weithin in Europa beeinflußt haben: die Meistersingerzeit, die Landsknechtzeit, die spanische und französische Mode bis zur Französischen Revolution. Den Höhepunkt, der dem Werk auch seine große Beliebtheit erwarb, bildet die Schilderung der Blütezeit der steirischen Tracht im 19. Jahrhundert in der Erzherzog-Johann-Zeit. Knapp vor Abschluß des Manuskriptes wurde Geramb durch das „Lebensbild eines hessischen Trachtendorfes“, von Mathilde Hain, angeregt, einige Betrachtungen über die Einbindung der Tracht in das Volksleben, Tracht als Sitte also, anzustellen. Ob der „Ausblick in die Zukunft“ zu optimistisch war, darüber dürfen wir uns heute noch kein endgültiges Urteil erlauben.

Das letzte große, mit unendlicher Sorgfalt, Mühe und innerer Anteilnahme geschriebene Werk war Wilhelm Heinrich Riehl gewidmet (W. H. R. Leben und Werk „1823—1827“). Er, den er nicht von Angesicht zu Angesicht sehen und kennen konnte, von dessen Arbeit unmittelbar kaum eine Anregung zu eigenen Studien ausgegangen ist, wurde zum Lehrer Gerambs, der seine Grundeinstellung zu Volk und Volksleben, ja zum geistigen und kulturellen Geschehen, zur sozialen Entwicklung am entscheidendsten beeinflusste. Es war ein Zufall, daß er ihm begegnete. Der Geramb befreundete, in alten Kollegenkreisen noch in liebenswerter Erinnerung lebende Hofrat Dr. Doblinger vom Landesarchiv legte Riehls Büchlein über das Wandern auf Gerambs Tisch. „Du, ich glaube, das ist was für dich“, soll er dabei gesagt haben, und Geramb beteuerte oft, daß für ihn sich die Welt, seit er diese Wegweisung zum rechten Erwandern des Landes und des Volkes und nachher jede Zeile des umfangreichen schriftlichen Lebenswerkes gelesen hatte,

verwandelt habe. Es wirkte wie eine innere Seelenverwandtschaft besonderer Art, die die beiden verbunden hat.

Ihr Lebensweg war durchaus verschieden. Der junge Riehl hatte keinen abgeschlossenen Universitätslehrgang aufzuweisen. Der ursprünglich Theologie Studierende wandte sich später der Kulturgeschichte, der Staatslehre und Soziologie zu. Einen Namen machte er sich als Schriftsteller in Zeitschriften und Zeitungen, als Vortragender und Verfasser schöngestirter Schriften; volkscundlich im eigentlichen und strengen Sinne war jedoch nur die Studie „Die Pfälzer“, ein rheinisches Volksbild“, 1857. Hatte er auch mit seinem Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“ eine neue Disziplin sozusagen als selbständig erklärt und etabliert, so entsprach ihre Methode und Zielrichtung bei allen kulturhistorisch-kulturgeographischen Parallelitäten nicht vollständig dem späteren Forschungsfeld und Forschungsziel der Volkskunde. Riehls Volkskunde lag in der Quintessenz seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes“, einer Zusammenordnung zu verschiedenen Zeiten entstandener grundlegender Arbeiten wie „Land und Leute“, „Die bürgerliche Gesellschaft“, „Familie“ und „Das Wanderbuch“. Sein Material war das erwanderte, erlebte, erschaute Bild des wirklichen Volkes in allen seinen Schichten, der Tugenden und Fehler der Hochgebildeten, aber auch der einfachen Volksschichten, die der äußerst sensible Riehl erfaßte und zu konkreten Schlußfolgerungen weiterführte. Nach Riehl ist die „Volkskunde aller Staatsweisheit Anfang“. Und wenn er, der freischaffende Mann ohne Rang, wohl aber mit weithin bekanntem Namen, von König Maximilian II. spontan nach München berufen wurde, an die staatswissenschaftliche Fakultät der Münchner Universität, so zeigt das, für seine allgemeine, freilich in akademischen Kreisen nicht unangefochtene Einschätzung. Sein Lehrauftrag lautete auf „Vorlesungen über Staatswissenschaft, Staatskunst, Gesellschaftswissenschaft, Volkswirtschaft, Kultur- und Staatengeschichte“. Mit dem Thema seiner Antrittsvorlesung am 7. Mai 1854 „Staatswissenschaft, Kulturgeschichte und Ethnographie von Deutschland“ setzte er aber jene Akzente, die uns berechtigen, ihn als Begründer der Volkskunde als selbständige Wissenschaft anzusehen — wenn aus seiner Schule auch kein unmittelbarer Nachfolger in seinem Geiste hervorgegangen ist — bis auf Geramb, der vor allem in der Grundgesinnung seiner Volksschätzung, aber besonders in der angewandten Volkskunde, die Lehre vom Volk im Riehlschen Geiste nicht nur vertrat, sondern begeistert und begeisternd vortrug. Es war die Abstattung einer innersten Dankeschuld, wenn er so viele und für ihn so schwere Jahre hingab, um eine Biographie des Mannes Wilhelm Heinrich Riehl zu schreiben, die dem Verfasser und Gewürdigten gerecht geworden ist. Noch hatte er

das Glück, auf der Suche nach etwa verschollenen oder vergessenen Schriften Riehls, in der Bekanntschaft der letzten lebenden Tochter des Gelehrten, Hedwig Riehl (1867—1947), eine wertvolle und liebenswürdige Helferin zu finden. Otto Müller erwies — nach so vielen vergeblichen Bemühungen, das Werk erscheinen zu lassen — Geramb den Freundschaftsdienst, die 687 Druckseiten umfassende, reich bebilderte Biographie in seinem Verlag herauszugeben.

Wieder verweise ich auf die Bibliographie Maria Kundegrabers im Anhang, weil es nicht möglich ist, die Landschaftsschilderungen Gerambs, kleinere Aufsätze zur Landesgeschichte, seine Studien über Volkskunst, volkstümliche Sachgüter, Sitten und Bräuche und Volksschauspiele sowie die vielen Erlebnisse und Miterlebnisse bei bäuerlichen Festen und Feiern auch nur kurz zu kommentieren.

Nur einige der in eigenen Büchern erschienenen Werke seien noch genannt: 1941 erschien als Band I der Sammlung „Der Kranz, aus Steiermark schöpferischer Kraft“, von Paul Anton Keller herausgegeben, Gerambs „Kinder- und Hausmärchen in der Steiermark“. Emmy Singer-Hießleitner hat, wie ähnlich die Kloepfer-Bücher, auch dieses steirische Heimatbuch mit ihrer Kunst geschmückt. Die einzelnen Erzählungen — nicht alle sind Märchen im eigentlichen Sinne des Wortes — hat Geramb zum Teil selbst aus dem Volksmund aufgeschrieben, zum Teil von anderen Sammlern erhalten. Die Aufnahme des Buches im steirischen Land hat Geramb die große Freude seiner alten Tage bedeutet. Eine dritte Auflage konnte er noch erleben, die vierte bearbeitete Karl Haiding und brachte vor allem den wissenschaftlichen Apparat im Anhang auf den gegenwärtigen Stand der Volksdichtungsforschung.

In seinem Buch der Erinnerung „Verewigte Gefährten“, bei Kienreich 1952 erschienen, von Herbert Türk mit einem sinnvollen Schutzumschlag versehen, versammelt Geramb alle jene Persönlichkeiten, die ihm im Leben besonders nahegestanden, ihm vieles bedeutet und gegeben haben und die wir zuvor — wenigstens einen Teil von ihnen — schon im Gästebuch des Hauses Paulustorgasse 11 kennengelernt haben.

Ein Lieblingsthema, mit dem sich Viktor v. Geramb immer wieder, vor allem zu bestimmten Gedenktagen, gern befaßte, in Vorträgen und Aufsätzen festhielt, war der steirische Prinz. Erzherzog Johann und seine Gattin Anna, ihr Leben, ihr Lebensbund und vor allem die überaus nachwirkende Tätigkeit des Erzherzogs in der steirischen Landeskultur fanden in Geramb einen ebenso kenntnisreichen wie liebevollen Gestalter. „Aus dem Königreich des Prinzen Johann“ hieß ein Vortrag, den Geramb in den ersten Jahren nach dem zweiten Krieg weitum im Land vor einer dankbaren Gemeinde hielt. Die wesentlichen Aufsätze aber, die



Abb. 5: Geramb im Kreise seiner Hörer auf einer Exkursion auf dem Rosenkogel am 23. Juni 1950 (Foto unbekannter Student).

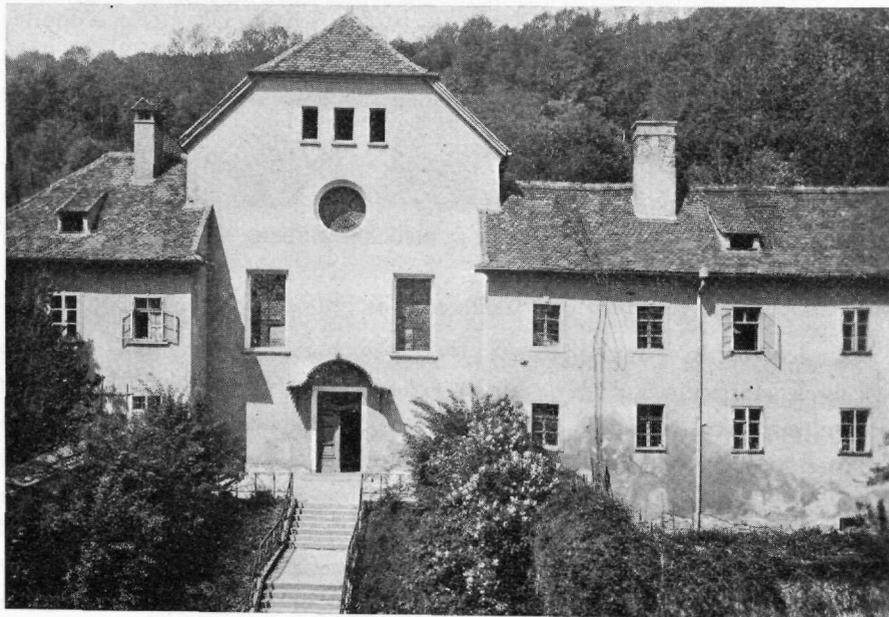
Geramb selbst zusammenstellte, sollten in einem eigenen Buch zusammengefaßt werden. Der Geramb ebenfalls befreundete Hofrat Rudolf Dechant vom österreichischen Bundesverlag bemühte sich, das Buch herauszugeben. Leider erlebte Geramb das Erscheinen dieses Buches nicht mehr. Es kam 1959 heraus unter dem Titel „Ein Leben für die anderen“. Das nachgelassene Manuskript bearbeitete Oskar v. Müllern. Geramb's Erzherzog-Johann-Nachlaß hätte in keine besseren Hände gelegt werden können. Die Herausgabe ist eine Meisterleistung Otto v. Müllerns, für den es, dem allzufrüh verstorbenen Gelehrten an der Landesbibliothek, auch zu einem sinnvollen Denkmal geworden ist.

Zu den Vorlesungen Geramb's, in denen er die aus innerer Anteilnahme herzlich erlebte Volkskultur vermittelte, in denen er gleichzeitig aber auch nicht versäumte, die volkskundliche Literatur zu den einzelnen Kollegthemen aus Kompendien, Monographien und Zeitschriften peinlich genau zu zitieren, fanden sich neben einem stattlichen Stamm ständiger Hörer immer auch Gäste ein, Künstler, Kollegen anderer Fächer und Freunde, die als seine Besucher vom Hause ihn auf die Fakultät begleiteten. Der Erfolg der Lehrtätigkeit Geramb's auf der Universität zeigt sich in der großen Zahl seiner Schüler, die heute als Gelehrte, Professoren und führende Persönlichkeiten an der Spitze volkskundlicher Lehrkanzeln, Museen oder Abteilungen tätig sind. Geramb's wissenschaftlicher Leitspruch hieß: „laboremus!“ Er wollte oder konnte kein Theoretiker sein. Ihm kam es darauf an, in jeder Arbeit mit der dem Stoff jeweils angemessenen, nicht schablonierten Methode das Erkennbare und Sagbare herauszufinden. Am liebsten möchte ich sagen „herausschauen“. Freilich drängte es ihn, wenn die Wellen hochgingen, sehr mutig und immer auch sehr beifällig bedankt bei volkskundlichen Tagungen und Kongressen im In- und Ausland, seine Meinung über die Grenzen und Aufgaben der Volkskunde, über die volkskundlichen Grundfragen also, zu sagen (siehe Anhang und Bibliographie). Für ihn lag die „volkstümliche Welt“, das volkskundliche Forschungsfeld also, im Spannungsbereich zwischen dem vulgus, dem Mutterboden der KulturNation, und den von Individualitäten geprägten Tochterschichten. Ein entscheidender Schritt in seinen Überlegungen war die Erkenntnis, im Vulgushaften keine Beschränkung auf eine soziale Schicht, das Bauerntum etwa, zu sehen, sondern einen geistigen Zustand, das Volkstümliche in jedem Menschen, wie es Richard Weiß gesagt hat. Eine Vertiefung erhielten seine volkskundlichen Einsichten noch durch den Gedanken der Urverbundenheit, von dem wir schon gesprochen haben.

II. Der Gründer und Gestalter des Volkskundemuseums

Zu den vorhin — im Abschnitt „Das Lebenswerk“ — mitgeteilten Daten ist noch einiges anzufügen. Einen Grundstock für die volkskundliche Sammlung fand Geramb in den bisher bestehenden Abteilungen des Joanneums. Der Vorstand der kulturhistorischen Abteilung, Anton Rath, war ihm besonders behilflich. Das meiste aber suchte er selbst auf zahlreichen Wanderfahrten zusammen, auf denen ihn mit seiner Gattin, oft auch Hans Kloepfer, Viktor Zack, sein liebenswerter Freund Max Wagner und der Kollege von der zoologisch-botanischen Abteilung, Prof. Marktanner-Turneretscher, der sein ganzes Vermögen der jungen Gründung

testamentarisch vermacht hat, begleiteten. Bei der Gestaltung der Räume im alten Kapuzinerkloster in der Paulustorgasse folgte Geramb den Rat schlägen und Erfahrungen des Münchner Geheimrates Hager. Ihm ist die Bedachtnahme auf die Raumstimmung, auf die Beschwörung der Atmosphäre, aus der die im Museum gesammelten Gegenstände im wirklichen Leben kamen, zu verdanken. Das Programm des Museums entspricht inhaltlich dem volkskundlichen Grundriß „Volkskunde der Steiermark“, in dem alle Einzelgruppen erwähnt werden, zu denen die Museumsgegenstände sozusagen die Illustration bilden. Das Werk wäre trotz allem Wissenswerten, das Geramb von den Münchner Museumskursen mitgebracht hat, nicht so gelungen, wäre er selbst nicht nur der gelehrte Kenner der volkstümlichen Welt, sondern ein musischer Mensch, eine künstlerische Natur gewesen. Aus dieser seiner Grundhaltung erwachsen auch seine Bestrebungen, das Schöne und Bewahrenswerte der Überlieferungen lebendig zu erhalten und den Mitmenschen zu vermitteln; dazu zählen die Aufführungen der von ihm und Viktor Zack gesammelten Hirten- und Krippenlieder, die seit 1916 (mit Ausnahme der Jahre 1938 bis 1944) jährlich im Advent in der Antoniuskirche dargeboten werden und längst zu einem verständnisvoll geschätzten und besuchten Grazer Brauch geworden sind.



Ab. 6: Volkskundemuseum und St.-Antonius-Kirche (Foto Steffen, Graz).

Auch die Trachtengalerie, die im Anschluß an das Heimatwerk unter der Förderung von Landeshauptmann Dr. Karl Maria Stepan gebaut wurde, ist die museale Darstellung seines Steirischen Trachtenbuches — in lebensgroßen Figurinen der Geschichte der steirischen Tracht in einem über 2500 Jahre reichenden Zeitraum. Ein Trachtenmuseum mit einem solchen Konzept und einem solchen Maß gibt es nur in Graz. Unter der Trachtengalerie ließ Geramb eine Gerätehalle einrichten, deren Gestaltung seine volle Billigung erhalten hat.

III. Der Volksbildner

Drängte es während des Ersten Weltkrieges ihn, der wegen seines erblindeten Auges daheim geblieben war, mit den Landsleuten an der Front in Verbindung zu bleiben und in seinen „Heimatgrüßen“ immer wieder die Stimme der Heimat in das Feld dringen zu lassen mit allem Trost, aller Innigkeit, allen guten Wünschen und Hoffnungen auf ein gutes Ende des Krieges und eine gesunde Heimkehr der einzelnen Soldaten, so ging er bald nach dem Krieg ins „Land hinaus“ in einzelne Städte und Märkte, um seine Vorträge zum Wiederaufbau, vor allem zum geistigen und seelischen Wiederaufbau mit den Kräften, die im Heimatboden unverloren zurückgeblieben waren, aufzurufen. Für ungezählte Menschen, gerade für die Menschen der Jugendbewegung, waren die unter dem Titel „Von Volkstum und Heimat“ gesammelten Vorträge und Aufsätze Labsal und Trost und eine lebensbestimmende Einführung in ihre Lehrjahre und in ihr Berufsziel. Nicht unähnlich der Absicht dieses Buches war der Gedanke, ermunternde, hoffnunggebende und zielweisende Laienpredigten unter dem Titel „Um Österreichs Volkskultur“ (1946) herauszugeben. Die sichtbare Tätigkeit Gerambs als Volksbildner und die über das ganze Land hin am weitesten erfolgreiche, war seine Mitarbeit bei der Gründung und beim Aufbau des Lehrplanes des Volksbildungsheimes St. Martin durch Josef Steinberger. Im Programm der Lehrereinführungskurse für die bäuerlichen Fortbildungsschulen nach dem Muster von St. Martin und in den Arbeitsgemeinschaften, die die praktizierenden Volksbildner in regelmäßigen Abständen zusammenholten, sprach Steinberger auch über „Bäuerliche Psychologie“, während Geramb die kulturellen Grundgesetze des Volkslebens an zahlreichen Beispielen darlegte und die damals in einer heute (längst gestörten) Einschicht völlig altartige, geistige und religiöse Grundhaltung der bäuerlichen Welt verständlich machte.

Daß das Heimatwerk, das Geramb 1934 gründete, neben seinem sozialen Zweck, dem bäuerlichen Hausgewerbe Absatz und damit Arbeit zu

verschaffen, vor allem eine Volksbildungsaufgabe hatte, war selbstverständlich. Es sollte, was wirklich „echt und wahr“ als volkstümlicher Hausrat und Tracht zu gelten hatte und was wirkliche Volkskunst war, ohne „Folkloristik und Nostalgie“ auch der städtischen Bevölkerung vermittelt werden. Das steirische Heimatwerk Viktor v. Gerambs ist am Anfang einer Bewegung gestanden, die in Österreich in vielen Städten ebenfalls Heimatwerke gründen ließ, zur Freude nicht nur der Jungen und Alten, sondern auch der Fremden, die ins Land kommen und die hier abseits von Fremdenverkehrsprospekten österreichische Kultur suchen und kennenlernen wollen. Die Mitarbeit an der Gründung und an dem Ausbau des Heimatwerkes gehörte auch zur Herzensfreude des Kustos Dr. Viktor Theiß, dessen unermüdlicher Fleiß und Pflichtbewußtsein in einem ergreifenden Kontrast zur Gebrechlichkeit seines im Ersten Weltkrieg schwerst verwundeten Körpers stand. Unvergänglich bleibt das Verdienst von Theiß, die verwüsteten Tagebücher Erzherzog Johanns mühevoll bearbeitet und die leider nicht ganz abgeschlossene große Erzherzog-Johann-Biographie geschrieben zu haben.

Weit bis in den Ersten Weltkrieg zurückgreifend war die tätige, bis zum Schluß lange führende Mitarbeit Viktor v. Gerambs im „Verein für Heimatschutz“. Alles, was später Ortsbildpflege, Landschaftschutz und Landschaftsgestaltung, mit dem letzten Modewort „Umweltschutz“, genannt wurde und wird, hatte in den, auch von den höchsten Landesstellen geförderten Anfängen der Pflege des Heimatbildes seinen oft mißverstandenen und heute selbstverständlichen Ursprung.

Durch genau ein halbes Jahrhundert stand Viktor v. Geramb in Verbindung mit dem „Historischen Verein für Steiermark“. Im Jahre 1907 war sein erster Aufsatz in dessen „Zeitschrift“ erschienen, in dem der damals 23jährige eine Inschrift, die er an einem Bauernhaus bei Murau entdeckt hatte, als Pestsegen deutete, und vier Jahre später erschien in derselben Zeitschrift die erste größere Arbeit des Gelehrten, die Hans Pirchegger zu dem Ausspruch veranlaßte, das Jahr 1911 sei „das Geburtsjahr der historischen Volkskunde in der Steiermark“. Im Jahre darauf übernahm Geramb das ehrenamtliche Sekretariat des Vereines und die Schriftleitung der „Zeitschrift“. Als er diese Ämter aufgab, blieb er doch erst als Säckelwart und sodann als Beirat für alle Angelegenheiten der Volkskunde Mitglied des Vereinsausschusses und ein eifriger Mitarbeiter in den Publikationen des Vereines. Gemeinsam mit Fritz Popelka und Hans Heubach wurde er Anreger und Begründer der „Blätter für Heimatkunde“, deren Schriftleitung sodann Hans Wutschnig übernahm.

Nach der Wiedererrichtung der Selbständigkeit Österreichs im Jahre 1945 war er der erste, der auftrat, um den Verein wieder zu aktivieren, er stand an der Spitze des Komitees, das den Plan in die Tat umsetzte, und es war in erster Linie seinem Namen und seinem Ansehen zu danken, wenn der Nichtuntersagungsbescheid der Polizei und die Genehmigung durch die Militärbehörde überraschend schnell einlangten. Es war daher selbstverständlich, daß ihn der vorbereitende Ausschuß zum Obmann vorschlug und als er dies ablehnte, zum Ersten Obmannstellvertreter wählte. Als solcher wirkte er durch mehr als zwölf Jahre, vom November 1945 bis zum Tode. So wurde es die Erfüllung einer Dankeschuld, wenn ihn der Verein zu seinem ersten Ehrenmitglied nach 1945 ernannte.

Kleine Erinnerungen

Es sind mehrere Bilder, die ich vor mir liegen habe. Sie alle zeigen den gleichen Mann, einen Menschen, der allen, die ihn gekannt haben, als völlig eindeutiger, kraftvoll ausgeprägter und männlicher Charakter in der Erinnerung geblieben ist. Wenn nun die einzelnen Bilder, von denen ich spreche, sehr unterschiedlich sind, immer andere Situationen zeigend, die fast widersprüchlich scheinen, so mindern sie keineswegs den Eindruck der klaren geschlossenen Persönlichkeit, sondern offenbaren nur die vielfältigen Nuancen dieses Menschen, die sich aus einem reichen Herzen, einem tiefen Gemüt und einem klaren Verstand heraus entfaltet. Ich spreche von Viktor v. Geramb und weiß natürlich genau, daß es mit den vor mir liegenden Momentaufnahmen (die auch nur Beispiele aus einer viel größeren Anzahl sind) auch nur beiläufig gelingen könnte, ein vollkommenes Lebensbild dieser seltenen Persönlichkeit zu gestalten. Aber es wird doch möglich sein, in jeder der einzelnen Erinnerungen einen besonderen Wesenszug zu erkennen und sichtbar zu machen. Wesenszüge, die den Menschen in all seinen Lebenslagen bestimmten und in allen Bereichen seines Wirkens und Wollens, der eine stärker, der andere weniger sichtbar, aber doch immer anwesend waren: im Gründer des Steirischen Volkskundemuseums, im Begründer der volkskundlichen Lehrkanzel der Grazer Universität, dem Lehrer und Prediger einer schlichten Lebensart, die sich dem Land und dem Volk ebenso verpflichtet weiß, wie den drängenden Fragen der sozialen Umwandlung und den geistigen Bewegungen der neuen Zeit. Ein Mahner, ein Wegweiser, ein Freund. Hinter der Aufzählung seines Wirkens steht ein Mensch, der vielen seiner Landsleute nicht bekannt gewesen ist, den aber seine Schüler, seine Mitarbeiter und vor allem seine Anverwandten in unverlierbarem Gedächtnis bewahren.

Das war einmal an einem Vorfrühlingstag, auf dem steilen Weg, der von seinem Haus in Gedersberg wie eine Himmelsleiter hinaufführt, zur „Vogeltessen“, zum „Stöckl“, unter dem alten Kastanienbaum, wo er sein Studierstübchen eingerichtet hatte. Plötzlich bleibt er stehen und weist mit seiner ausgestreckten Rechten auf den Wegrand, wo sich inmitten der dahinschmelzenden Schneereste, in blassem Goldgelb, wie zu einem Nest ein Trüpplein „Fastenblumen“ zusammendrängt. Er zeigt hin

und sagt nur: „Primula veris“. Ohne jedes Pathos, ohne jede Sentimentalität, ganz natürlich und gerade deswegen so unmittelbar und urmenschlich, wie Adam den Kräutern und Tieren ihren Namen zusprach. Primeln blühen in diesen Tagen zu Tausenden in diesem Land. Und immer wieder ist irgendein Mensch erfreut davor stehengeblieben, aber wo er stand, Viktor Geramb, und den Augenblick bannte, zog sich der Kreis eines ursprünglichen Erlebnisses um alle Gegenwärtigen.

Unvergeßlich aber auch der Schatz seiner Sprüche, die er zu gegebener Zeit immer wieder verwendete. „Da oben ist Ordnung“, meinte er in einer schönen Vollmondnacht, als er einmal über gewisse Zeitläufte verdrießlich war, „da kommt keiner hinauf“ — was er wohl sagte, wenn er die Apollo 17 miterlebt hätte? Eine zarte und rührende Reinheit klang aus seinem frohen Wort, mit dem er sich „dem Gestirne, das die Morgenwandler kennen“, zuwendete, wenn wir einmal in aller Herrgottsfrühe uns auf den Weg gemacht hatten. Wo sich auf einem Kirchplatz einmal ein halbwegs ungestörtes trachtliches Bild zeigte, dachte er laut an Gottfried Kellers schöne Strophe mit dem Vers „Wo ein Volk im Feierkleide“.

Aber manch kräftiges Wort, wenn es paßte, hatte er zur Hand. „Nur keinen alten Eselskult“, etwa wenn ihm jemand in den Wintermantel helfen wollte.

Viele Grazer erinnern sich an ihn, wie er mit dem braungrauen Lodenrock, einem Ausseer Hut oder einer untersteirischen Pilchmütze auf dem Kopf durchs Paulustor ging, das Haupt, mit dem einmal rötlichen, dann mit den Jahren immer lichter werdenden Spitzbart, witternd etwas angehoben, weil er, wohl seiner starken Sehbehinderung wegen, die gewünschte Richtung einhalten wollte. Für jeden, der ihn so sah, war er das Bild des Bodenständigen schlechthin. Der Mensch, der aus diesem Land, aus dem bäuerlichen, bürgerlichen Grund dieses Landes gewachsen und wie ihre Verkörperung erschien. Das stimmt ja wohl auch. Er hat in den Jahren um den Ersten Weltkrieg eine Renaissance der steirischen Heimatkultur eingeleitet, Jahrzehnte bevor er das Heimatwerk selbst gründete. Im Geiste Peter Roseggers und des steirischen Prinzen hat er den grauen Rock des Brandhofers neuerdings zu Ehren gebracht. Unterstützt von seinen Freunden Viktor Zack, Walter Semetkowski und einem Kreis gleichgesinnter junger Menschen hat er in diesem Lande Steiermark eine aus der Überlieferung herauswachsende Kulturgesinnung geschaffen, in der ein Hans Kloepfer den richtigen Widerhall für seine Dichtung und Künstler, wie Emmy Hießleitner und Martha Elisabeth Fossil, Verständnis und Förderung finden konnten. In anderen Ländern hat es solches kaum gegeben. In diese Kulturgesinnung suchte er alles das einzubringen, was er in der geistigen Heimat, in die ihn seine Zeit und Umwelt gestellt



Abb. 7: Auf einer Exkursion, 14. Mai 1941, im Hintergrund links die Ruine Pfannberg (Foto Baronin Mayr-Melnhof).

hatte, als Verpflichtung zu erkennen glaubte. Das war der nationale Gedanke, in dem jedermann die Zugehörigkeit zum deutschen Volke verstand: ein Geramb freilich, wie ja auch Heinrich v. Srbik, Raimund Friedrich Kaindl und Ignaz Seipel aus der Vollkraft eines selbstverständlichen und unbezweifelbaren Österreichertums heraus. Das waren die Großdeutschen „im Gegensatz zu den Kleindeutschen“, und es war ihnen und vor allem ihm nichts mehr verhaßt als die nationale Phrase. Für ihn war das Nationale das „Volkstümliche“, das schon für jedes Kind dieses Landes im Steirischen beginnt, im steirischen Brauch und Glauben und Lebensstil, jenes Volkstümliche, das in jener schlichten, natürlichen, ihrer überlieferten Ordnung treuen Schicht lebt, in der das Wort national und Volkstum überhaupt nicht gekannt oder nicht gebraucht wurde.

Aber jetzt muß ich gleich auf ein anderes Bild verweisen. An einem kleinen Marmortisch des Parkes der Villa Majneri auf der Insel Lopud

sitzt der Professor Geramb im Schatten der Ölbäume in kurzer Leinenhose, in weißem Hemd, den Strohhut neben sich auf der Bank. Vor sich hat er die Notizen zu einem großen Aufsatz ausgebreitet, den er später unter dem Titel „Die Steirer“ in Martin Wählers Sammelband „Der deutsche Volkscharakter“ veröffentlicht hat. Auf Lopud hat er die Studie fertiggeschrieben. Denn das war er eben auch, der dem Land verbundene Mensch, der unverwechselbare Steirer: ein Weltfahrender, ein begeisterter Wanderer in den steirischen Bergen, aber auch ein leidenschaftlich gerne Reisender in den Norden Europas, in den Süden nach Sizilien und Griechenland und einmal, woran er sich immer besonders gerne erinnerte, eine Schiffsreise mit seiner Tochter um den ganzen italienischen Stiefel herum. Lebte er noch unter uns, den wir vor fünfzehn Jahren von seiner Antonius-Kirche hinaus auf den St.-Leonhard-Friedhof begleitet haben, man würde ihn wahrscheinlich, ja ziemlich gewiß, als einen Konservativen bezeichnen. Das war er wohl auch, freilich kein primitiver laudator temporis acti, kein blinder Lobredner und selbstgerechter Verteidiger des ererbten, überkommenen und nur übernommenen geistigen Besitzes. „Du hast es leicht, lieber Geramb, du sitzt in deinem katholischen Großvaterstuhl, und alle Welträtsel sind schon gelöst.“ Das hat ihm einmal Hans Klopfer während eines immer wieder gerne gesuchten Gespräches über Gott und Welt und Ewigkeit gesagt. „Der hat eine Ahnung“, meinte er einmal zu mir, „wie hart so ein katholischer Großvaterstuhl ist.“ So selbstverständlich und fast kindlich fromm Viktor Geramb gewesen ist — unbekümmert kniete er gerade in diebus illis vor dem Speigitter in der Domkirche wie ein Edelmann auf dem ritterlichen Epitaph der Bräuner auf Stübing oder stand er mit seinem Schott in der Hand auf dem Köflacher Orgelchor, wenn er bei seinem Freund Klopfer übernachtet hatte —, so selbstverständlich das alles: Er hat sich seinen Glauben nicht leicht gemacht, er ist keiner Frage ausgewichen und hat über Kummer und Zweifel gerne und ernst gesprochen mit seinen geistlichen Freunden, mit Andreas Posch etwa oder mit dem ihm besonders nahestehenden unvergeßlichen Josef Schneiber. Auch seine Einstellung zur modernen Kunst dürfte man nicht aus einem konservativen Klischee ableiten. Gewiß alles Ordinäre, alles Grobe, alles Frivole (übrigens auch das Frivole in der Unterhaltung von Herrengesellschaft durchaus konservativer Obedienz) war ihm zuwider und wäre ihm auch heute zuwider. Aber wie er zu seiner Zeit mit den Künstlern, die damals die Avantgarde gebildet haben (in der Sezession etwa), herzlich verbunden und befreundet war, so würde er sich auch heute ernstlich mit Künstlern und Dichtern befassen, wenn er ihren redlichen Kunstwillen sähe, auch dann, wenn er unmittelbar mit ihren Hervorbringungen nicht in Kontakt

treten könnte. Er würde sich über vieles kränken, noch mehr aber über die Zerstörung des Karmeliterplatzes und die Preisgabe ganzer Stadtviertel an einen völlig ungewissen Stadtgestaltungsplan.

Aber ich sollte noch ein paar Bilder zeigen aus dem kleinen Alltag, an dem sich nichts Besonderes ereignet hat, auf deren jedem aber ein Zug sichtbar wird, der zum vollständigen Bild gehören sollte. Welche Zeit wurde beschworen, wenn er an seinem Flügel im Speisezimmer in seiner Wohnung in der Paulustorgasse mit seiner Frau vierhändig ein Musikstück von Joseph Haydn oder Wilhelm H. Riehl spielte. Welch warme Behaglichkeit wird lebendig, wenn wir ihn auf einer Exkursion in einem Bauernwirthshaus sahen, wie er aus seinem blaugrünen Rucksack, den er vom Kiem Pauli, dem oberbayrischen Volksliedforscher und -sänger mitgebracht hatte, seine lange Jagerpfeife herauszog und wie weiland Ludwig Thoma den Pfeifenkopf genüßlich stopfte und dann, wie er schmunzelnd meinte, im Vertrauen auf die gemeinschaftsbildende Kraft im Kreise der Bauernburschen in kräftigen Zügen zu rauchen begann.

Ganz ihn kennzeichnend war sein Gruß. Grüßte ihn jemand von der anderen Straßenseite her, schaute er wohl prüfend hinüber, wer es sei, aber für alle Fälle zog er gleichzeitig den Hut vom Kopf, in einem weiten Bogen führte er ihn tief nieder und begleitete die Geste mit einem ebenso breiten, klingenden „Guten Morgen“. Er wartete nie auf einen Gruß, in der NS-Zeit machte es ihm, dem Unbekümmerten und dem Schalkhaften eine ganz besondere Freude, junge Klosterfrauen mit gezogenem Hut und einem klar vernehmlichen „Grüß Gott“ auf der Straße zu begrüßen. Aber er wußte auch den Gruß zu schätzen, den, der ihm geboten wurde, der ihm vorenthalten wurde oder den er selbst nicht ernst nahm. Einmal begleitete ich ihn vom Museum in die Sporgasse hinunter, und dort, wo der bulgarische Zuckerlmann seinen Stand hat, kam uns — schon von weitem, wie er sicher meinte, pfiffig lächelnd — ein Herr entgegen, „Gschafelhuber“ oder „Halbpelzer“ wäre aus dem Gerambischen Idiotikon der passende Name für ihn gewesen. Der Herr aus der Stadt, offenkundig belustigt über das Original aus der Paulustorgasse, hielt es für angemessen, recht wohlwollend und herablassend mit der Hand zu winken und mit hilflos imitierter Mundart „Grüß Gott schön, Herr Professor“ zu sagen. Geramb verzog keine Miene, sagte „Hab' die Ehre“ und dann ganz kurz „so ein Trottel“.

Jetzt muß ich noch eine Erinnerung festhalten, weil sie in besonderer Weise die Gelassenheit, noch mehr aber die innerlichste Bindung des Gründers und Meisters des Steirischen Volkskundemuseums zu seinem Lebenswerk erkennen läßt. Es war am Nachmittag jenes Tages des Jahres 1938, an dem ihm und einem seiner Mitarbeiter am Morgen die Ver-

weisung aus ihrem Pflichtenkreis angekündigt worden war. In der eben fertig eingerichteten Trachtengalerie waren noch an der Nordwand des Saales die Bilder zu hängen. In diesen Stunden bedrückender Ungewißheit ordneten sie zuerst am Boden die einzelnen Trachtenblätter vom Kammermaler Ruß, von Lederwasch, den Stich mit der Einweihung des Kreuzes am Erzberg des Jahres 1823, das prachtvolle Aquarell der Ausseer Trachten von Emanuel Stöckler und anderes. Dann, ohne viele Worte, kamen die Bilder an die Wand. In der Ordnung, in der sie heute noch hängen, ist uns ein ergreifendes Zeichen dafür erhalten geblieben, wie verpflichtet ein Mann seiner Lebensaufgabe verbunden bleibt, auch wenn sie ihm von außen her und für eine Weile nur entzogen werden sollte. Wer jetzt an trüben Wintertagen vom Schloßberg herunterkommt, kann, weil ihm kein Laubwerk den Blick behindert, den ganzen Bezirk umfassen, in dem der Lebenssinn und das Lebenswerk dieses seltenen Mannes umschlossen ist: den Heimatsaal, die Trachtengalerie mit der Gerätehalle im Erdgeschoß und, um die Antoniuskirche geordnet, links das Museum und rechts das Benefiziatenhaus, in dem er seine schaffensfrohen und wohl auch seine glücklichsten Jahre verbrachte. Im Überblick über diese Gebäudegruppe wird es bewußt, daß hier nicht nur das Überlieferungsgut der steirischen Bauernkultur gesammelt ist, sondern daß hier der Wille eines Mannes Gestalt gewonnen hat, der ein starkes Herz, einen künstlerischen Sinn und eine völlig unsentimentale, aber doch unbeirrbar Liebe zu diesem Land und zu dem Volke in diesem Land besaß. Hier eröffnet sich ein Blick in das innere Wesen und Lebensgesetz der Steiermark, wie er vor Viktor v. Geramb kaum einem Menschen vergönnt gewesen ist und wie er nach ihm nie mehr verloren werden darf.

Am 11. Jänner 1958 wurde Viktor v. Geramb auf dem Friedhof St. Leonhard in Graz zur letzten Ruhe gebettet. Weihbischof Pietsch segnete das Grab. An der Spitze der ungezählten Landsleute aus der ganzen Steiermark stand Landeshauptmann Josef Krainer. Dem Wunsch der Frau und Tochter gemäß sollte nur eine Rede am Grabe gehalten werden.

Nachruf

In der überwältigenden Vielzahl der Tausende, die sich um dieses offene Grab versammelt haben, spiegelt sich noch einmal die ungewöhnliche Bedeutung unseres Verewigten. Hier stehen die höchsten Vertreter des öffentlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens gemeinsam mit Männern und Frauen aus allen Schichten des Volkes und aus allen Teilen unseres Landes. Wir denken an das Gleichnis, das ihm in seinen besten Mannes- und Schaffensjahren zugesprochen worden war und das gültig geblieben ist bis heute: Das Gleichnis vom mächtig aufstrebenden Baum, der seine Wurzeln ausgestreckt hat in alle Lebensbezirke und -schichten des Vergangenen und Gegenwärtigen und in dessen Krone die Gaben seines reinen Herzens und seines klaren Wesens wie kostbare Früchte uns allen leuchteten. Ein Baum ist er wohl auch gewesen in der unbekümmerten Geradheit seines Wuchses und im ausgewogenen Ebenmaß seines Charakters. Im Mai des vergangenen Jahres schien es, als sollte dieser Stamm dem Ansturm einer schweren Krankheit erliegen. Noch einmal hielt er stand. Aber der Sturm, der unversehens in den Rauh Nächten dieses Winters nach ihm gegriffen hat, hat ihn gefällt.

Das schöne schmiedeeiserne Kreuz, das er seinem Vater errichtet hat, ist zu seinem Urlaubskreuz geworden, vor dem wir Abschied nehmen. Neben seiner Gattin und Tochter, neben seiner Schwester und seinem Schwiegersohn mit den Enkelkindern, vor deren Trauer wir nur in stiller Anteilnahme zurücktreten dürfen, steht als nächstes sein Steirisches Volkskundemuseum, sein Kind, das nun seinen Vater verloren hat; seine Mitarbeiter am Museum und Heimatwerk, die er geführt und für die er sich gesorgt und denen er sein liebstes Lebenswerk anvertraut hat.

Mit dem Museum steht hier das Kuratorium des Joanneums mit seinem Präsidenten, als dessen Sekretär er 1909 in die Dienste des Landes Steiermark getreten ist und als dessen ehrwürdiges Mitglied er mit herzlicher Anteilnahme bis zum Ende gewirkt hat. Es ist hier vertreten mit Seiner Magnifizenz dem Rektor und Seiner Spektabilität dem Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Graz, an der er die Volkskunde zum Rang einer wissenschaftlichen Disziplin erhoben und ihr mit dem Fleiße des Gelehrten und dem Geschick des Lehrers die einzige und ordentliche Lehrkanzel erworben hat. Es steht unter uns, vertreten durch Professor Dr. Gerstinger, die Österreichische Akademie der Wissenschaften, der anzugehören ihn mit stolzer Dankbarkeit erfüllte; es steht unter uns der Bürgermeister mit den Stadt- und Gemeinderäten der Landeshauptstadt Graz, die ihrem Ehrenbürger gestern eine feierliche Gedenksitzung gewidmet haben. Mit uns versammelten sich die Vertreter des Historischen Vereines für Steiermark und der Kärntner Geschichtskreis, deren Ehrenmitglied zu sein ihn immer beglückte, und die Historische Landeskommission von Steiermark, der er seit jungen Jahren angehörte. Der Verein für Heimatschutz in Steiermark trauert um seinen Vorstand; der Verein für Volkskunde in Wien, der Gesamtverband der deutschen Vereine für Volkskunde und das Landesinstitut für Bayerische Volkskunde haben ihn zu ihrem Ehrenmitglied gezählt. Trauernd stehen unter uns die Mitglieder des Alpenländischen Kulturverbandes, um ihn zum letzten Male zu grüßen.

In dieser aller Namen das Lebenswerk, das nun vollendet ist, zu würdigen ist eine Last, die einer allein nicht bewältigen könnte. Aber es ist doch alles, was hier zu sagen ist, in dieser Stunde, in einem Wort auszudrücken, zu dem wir alle verpflichtet sind: Er ist uns vorangegangen, er hat sich den Werken dieser Welt, allen Ehrungen und Ehrenstellen und Äußerlichkeiten entzogen. Es bleibt, was er gewirkt — für sein Volk, für sein Land, für uns. Dafür haben wir nur das Wort des Dankes zu sagen. Wir sagen es in der Redeweise des steirischen Volkes, die er selbst so geliebt und so gerne angewendet hat: „Vergelt's dir Gott viel tausendmal!“

So sagen wir dir heute, deine Schüler — zu uns gehören nicht nur die Hörer an der Universität, die Fürsorgeschülerinnen, die vielen Hunderte Lehrer, die in St. Martin deinen Kursen beigewohnt haben, dazu gehören alle, die dein Wort gelesen, deine Vorträge gehört und deine Schriften gelesen haben, denen allen du nicht nur die Kunde des Volkes und des Landes und damit die Liebe zur Heimat vermittelt und vertieft hast. Wie dein Vorbild Wilhelm Heinrich Riehl nichts Schöneres kannte, als „Lehrer in Deutschland“ zu sein, war es dein Glück, ein Lehrer der

Steiermark zu heißen. Du hast uns allen die Ehrfurcht gelehrt vor dem Wachsenden und sich Wandelnden, die Ehrfurcht vor dem Leben im Kleide der Heimat.

„Vergelt's Gott!“ sagen dir die steirischen Bauern, deren jahrhundertalte Kultur du auf unzähligen Wanderfahrten durch das Land gefunden und erschlossen hast. Und wenn heute das Bauerntum als mächtiger Stand seine Geltung errungen hat — für seine Anerkennung als wichtiges Mitglied der Volksgemeinschaft und für seine Ehrenrettung hast du dein redliches Teil beigetragen.

„Vergelt's Gott!“ sagt das ganze steirische Volk. Wie hast du es gekannt, seine Lichter und seine Schatten, und mit wieviel Schmerzen hast du es geliebt, wenn du fürchtetest, daß es auf Irrwegen gehe. Du hast das herbe Wesen dieses Volkes aus einem Grenzlandschicksal durch die Jahrhunderte gedeutet und bist unter den besten Dichtern dieses Landes zu seinem Lobredner geworden im ganzen weiten Gebiet der deutschen Sprache. Im Geiste des Prinzen Johann, dessen tätige Verkörperung du warst, hast du, was gut, schön und beständig ist in der Überlieferung unserer Heimat, uns lieben und bewahren gelehrt für die Zukunft. Noch mehr: wer immer mit dir über das ganze Land gewandert ist, weiß es, wie unter der Kraft deines deutenden Wortes, und wenn es nur ein flüchtiger Hinweis war, ein altes Haus, ein ehrwürdiges Bauerngerät, ein Blick in die Landschaft plötzlich wie verwandelt waren. Es war dir eben die Gnade gegeben, daß sich dir aus der unscheinbarsten Hülle das klare Wesen der Dinge erschloß, und es war dir die Gabe geschenkt, uns davon mitzuteilen. Bei aller Freude an der heimatlichen Art und der Buntheit ihrer Bräuche und Trachten wußtest du wie wenige von dem unablässigen Wandel um die Vergänglichkeit auch dieser Dinge: Alles Irdische ist nur ein Gleichnis; das galt dir auch für das Reich der irdischen Heimat. Darum wissen wir dich im ewigen Licht der unvergänglichen Heimat, an die du geglaubt hast und deren Abbild in diesem Leben du gedient hast mit allen Kräften deines Geistes und deines starken Herzens.

Als letzten Gruß der Heimat lege ich einen bescheidenen Strauß in dein offenes Grab. Darin stecken Zweige und Reiser aus dem Garten deines Geburtshauses und von den Kirchhofmauern in Deutschlandsberg. Die Rosenranke kommt vom Grab deiner Mutter in Judenburg. So soll dieses Grab durch viele Fäden mit dem ganzen Land verbunden sein. In der Mitte des Straußes ist ein Stämmlein Männertreu; du hast diese Pflanze so geliebt, weil sie die Lieblingspflanze Erzherzog Johanns war. Und du hast ihren Anruf befolgt wie kein zweiter.

Du guter Vater, du treuer Lehrer und Führer, du väterlicher Freund, du bester Sohn deiner Heimat! Ruhe in Frieden!



Viktor v. Geramb

AUS DEN SCHRIFTEN VIKTOR v. GERAMBS

Mit der Studie „Peter Roseggers Bedeutung für die Volkskunde“ eröffnete sich Viktor v. Geramb den Weg in das allgemeine und öffentliche Interesse für seine Arbeit. Dieser Vortrag, der Roseggers Bedeutung für die Volkskunde darstellt, ist besonders wertvoll, weil er die von Erzherzog Johann bis zu Viktor v. Geramb ununterbrochene Kontinuität der Achtung und Betrachtung des volkstümlichen Lebens in der Steiermark zeigt. (Als vierte Flugschrift des Vereins für Heimatschutz in Steiermark 1914 erschienen.)

Peter Roseggers Bedeutung für die Volkskunde

Zieh', Wand'rer, den Hut und bleib' andächtig steh'n!
Denn hier ist voreinst ein Mirakel gescheh'n
Im achtzehnhundert und vierzigsten Jahr
Und darnach im dritten, im Heumond, gear,
Von Fichten umrauscht und vom Almenwind,
Eine sterbliche Mutter ein unsterblich Kind.

Diese innigen Verse hat Ottokar Kernstock unter ein Bild von Roseggers Geburtshaus geschrieben. Ihre feine Kunst liegt darin, daß Kernstock drei volkstümliche Fäden in ihr Gewebe gezogen hat: Die Verse beginnen wie die Aufschrift eines altsteirischen Wegkreuzes: „Zieh', Wand'rer, den Hut und bleib' andächtig steh'n.“ Sodann folgt die altertümliche, im Bauernstand noch heute anzutreffende Ausschreibung der Zeitangabe: „Im achtzehnhundert und vierzigsten Jahr und darnach im dritten, im Heumond.“ Das Entscheidende der Wirkung aber liegt im dritten dieser volkstümlichen Züge, in den Worten nämlich: „Hier ist voreinst ein Mirakel gescheh'n, es gebar eine sterbliche Mutter ein unsterblich Kind.“ Denn darin ist Weihnachtsstimmung, und zwar eine Weihnachtsstimmung, die durch den Zusatz „Von Fichten umrauscht und vom Almenwind“ und durch den Zusammenklang mit den früheren Motiven zu einer steirischen Weihnachtsstimmung wird.

Steirische Weihnachten, Weihnachten im steirischen Bauernhaus! Das soll auch uns den Grundton geben für die Stimmung, die uns heute hier zusammenführt, auf daß wir huldigend gedenken des großen steirischen Waldbauernkindes Peter Rosegger. Denn Weihnachtsstimmung liegt wohl über das ganze Wesen und über das ganze Leben dieses Großen ausgebreitet, über jenes Leben, das den Menschen auf Erden nichts Geringeres bringen wollte und will als den „Frieden des Herzens“ über jenes Leben, dessen alles bezwingendes Zauberwort „Liebe und Versöhnung“ heißt. Und steirische Weihnachtsstimmung erfüllt das ganze Wesen jenes Mannes, der gekommen ist, um ein Licht leuchten zu lassen über die Armen und Verfolgten, die unter den morschenden Schindel- und moosigen Strohdächern als arme steirische Hirten und Waldbauern wohnen und von denen die Welt bishin so wenig Gutes und soviel Übles zu sagen gewußt hatte.

Darum auch konnte Rosegger die prächtigen Worte finden, um restlos den ganzen Zauber der bäuerlich steirischen Advents- und Weihnachtszeit zu geben: „Jeder Strauch“, schreibt er z. B., „jeder Strauch hat sich eine weiße Decke über die Ohren gezogen, jeder Baum hat sich eine weiße Pelzhaube machen lassen; weiß ist sehr in Mode. Der Teich hat sich eine tüchtige Winterfensterscheibe überfrieren lassen, der Bach hat sich einen kristallinen Kanal gewölbt, und der Hansel hat sich ein neues Paar Handschuhe stricken lassen aus weißer Schafwolle.“

Oder ein anderes Bild: „Alltäglich, ehe noch der Morgenstern aufgeht, zieht der Mesner ein Flämmchen von der roten Ampel des ewigen Lichts und zündet damit die Altarkerzen an. Und die Glocken läuten, bis von nah und von fernem Gebirge die Andächtigen herbeikommen durch Nacht und Nebel und auch ihre Kerzlein anbrennen in der nächtigen

Kirche und ein Lied ertönen lassen, das ihnen schon der Prophet Jesaias vorgesungen hat: „Tautet, Himmel, den Gerechten!“ — „Und nun ist der Christabend endlich gekommen. In der Stube brennt heute eine geweihte Wachskerze. Auf dem weißgescheuerten Tisch ist aus Amuletten und Heiligenbildern ein Altar aufgerichtet, und inmitten steht das Kruzifix. In der Stube ist es feierlich und stille, aber draußen in der Nacht bläst der Nordwind und pfeift und poltert in der heiligen Stunde wie ein Heide. Doch auf den Fensterscheiben blühen die herrlichsten Blumen und Rosen.“ — „Da geht die Tür auf, und der Bauer und der Großknecht treten herein. Ersterer trägt ein Kohlengefäß, aus welchem Weihrauchwolken hervorqualmen, letzterer ein Topf mit Weihwasser und Sprengreisig. So ziehen die beiden in Haus und Hof umher, mit dem geweihten Rauch den bösen Geist erstickend. Mitunter wird heute das ganze Grundstück umgangen, auf diese Art eingesegnet, dabei darf aber kein Wort gesprochen und der Blick nicht nach hinten gewendet werden.“ „Nach diesem ‚Raachen und Sprengen‘ wird vor dem Hausaltare gebetet, und darauf kommt ein heute besonders tüchtiges Nachtmahl. Nach demselben wird gewaschen, geputzt und gebürstet, und sind die Leute mit allem fertig, so setzen sie sich zu Tische, lesen die drei Evangelien zum Christfeste oder singen Weihnachtslieder. Mittlerweile wird es Zeit zum Kirchengang. Festlich angetan, stehen die Leute um den Herd und zünden sich eine Fackel an. Diese voraus, eilen sie nun von ihren Bergen in die Täler, vereinigen sich dort mit anderen und ziehen hinaus gegen das Dorf zur Pfarrkirche. Viele sind weit von dieser entlegen und kommen erst oft um zwölf Uhr, wenn schon alle Glocken klingen, bei derselben an. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz, und die Glöcklein klingen am Altar, und die Orgel tönt; schmetternde Musik erschallt vom Chore mitten in der Nacht, und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwischen, jene alten Hirtenlieder, wie sie unsere Vorfahren in ihrer frommen, einfältigen Weise und in ihrer Mundart gedichtet haben.“

„Das ist ein gemütliches Wiegen und Jodeln, selbst die ältesten Leute singen heute mit. Und während der Wandlung hört man gar den Kuckuck und die Nachtigall . . ., es ist die liebe, süße Christnacht!“

Wenn Sie diese paar Proben der Roseggerschen Schilderkunst lesen oder hören, so nimmt Sie wohl zunächst die tiefe Poesie gefangen, die aus jeder Zeile spricht. Doch nicht sie ist's, auf die ich Sie heute hinken möchte, sondern vielmehr der wissenschaftliche, der volkscundliche Wert, der in allen Schriften Roseggers, besonders aber in Schilderungen, wie den eben mitgeteilten, steckt.

Roseggers Bedeutung für die Volkskunde ist wohl schon mehrfach anerkannt worden, vor allem durch die Verleihung der Ehrendoktorate der Universitäten Heidelberg und Wien. Allein, soviel auch über Rosegger geschrieben wurde und wird, eine eingehende, zusammenfassende Würdigung seiner bedeutsamen volkskundlichen Tätigkeit ist meines Wissens bisher noch nie versucht worden. Ich finde das nicht allzusehr verwunderlich. Die wissenschaftliche Volkskunde selbst lebt erst in unseren Tagen wieder mächtig auf und vor allem, sie beginnt sich erst in unseren Tagen als festumgrenzte Wissenschaft für sich zu entpuppen. Schilderungen, wie die früher mitgeteilten, wurden also, wenn sie nicht in fachwissenschaftlichen Zeitschriften standen — und das ist bei keiner der Roseggerschen Arbeiten der Fall —, einfach nicht als zur Volkskunde gehörig betrachtet. Dazu kam noch eines: Der Dichter überzog so sehr den Volkskenner, daß der letztere auf Kosten des ersteren verschwand. Das ist sehr erklärlich, ist auch, das möchte ich ausdrücklich betonen, dem Dichter selbst vielleicht für die meisten seiner Werke persönlich lieber, aber es ist doch sachlich nicht richtig und nicht gerechtfertigt. Dennoch bitte ich Sie, fürchten Sie nicht, daß ich vielleicht die Absicht hege, Ihnen in den folgenden Ausführungen mit der Sonde der Wissenschaft die herrlichen Blüten Roseggerscher Dichtkunst zu zerpfücken. Ich stehe selbst zu sehr auf dem für manche freilich als „altvaterisch“ erscheinenden Standpunkt, daß wahre Wissenschaft und wahre Kunst nicht nur keine Gegensätze sind, sondern daß vielmehr eine auf die andere angewiesen ist. Und ich werde mich daher im folgenden vom Anfang bis zum Ende bemühen, möglichst wenig selbst zu reden und möglichst viel den Dichter Peter Rosegger reden zu lassen und dennoch den Zweck meiner Aufgabe zu erreichen. Ich brauche nur ein Hilfsmittel dazu, und das, verehrte Zuhörer, liegt bei Ihnen: Wollen Sie, ich bitte Sie, einmal all das folgende, soweit es aus Worten Roseggers besteht, nicht von dem Standpunkt aus anhören, von dem aus man den Dichter allein hört, sondern sich gegenwärtig halten, daß Sie neben dem Dichter überall einen ausgezeichneten Kenner, scharfen und trefflichen Schilderer des steirischen bäuerlichen Lebens mit allem, was damit zusammenhängt, vernehmen können.

Was das für einen Zweck habe? Darüber allerdings müssen Sie mir erlauben, ein paar eigene Worte zu sagen. Wenn einer sich mit der Volkskunde wissenschaftlich beschäftigt, sei es nun mit einem Teilgebiet (wie z. B. der Bauernhaus- oder der Volksliedforschung) oder sei es mit der ganzen Volkskunde, wenn ein solcher, sage ich, zufällig ein Steirer ist, so wird ihn ab und zu gelüsten, in den Literaturübersichten, die in letzterer Zeit, namentlich in Deutschland und England, für das kaum noch übersehbare Heer volkskundlicher Arbeiten erschienen sind, nachzublät-

tern und zu suchen, was denn eigentlich in dieser unendlichen Reihe über steirische Volkskunde geschrieben worden sei. Und da wird er in neuerer Zeit wenige, in älterer Zeit gar keine gelehrten Namen aus unserem Lande, wohl aber immer und immer wieder, und zwar auch als den allerersten, den Namen des Dichters Peter Rosegger finden.

Und in der Tat! Unter den allerersten, die im größeren Stile für Jakob Schmölzer echte Volkslieder sammelten, war schon Anno 1864 der junge Schneider Peter Rosegger gewesen, der ihm im Herbst dieses Jahres drei Hefte „Volkslieder aus Steiermark“ übergab. Und der erste, der über steirische Bauernsitten im Zusammenhange geschrieben hat, war schon 1870 der junge „Naturdichter“ Rosegger (wie er damals genannt wurde) in seinen „Sittenbildern aus dem steirischen Oberlande“. Und er war weitaus der erste, der im selben Buch über die Wohnung des steirischen Bauern geschrieben hat und der z. B. — wozu die Forschung erst jetzt auf mühevolem Wege gelangt ist — die Eigenart des nur in Kärnten und Steiermark noch vorkommenden Wohnraumes erkannt und genau geschildert hat, den das Volk und jetzt auch die Wissenschaft „Rauchstube“ nennt. Und er war der erste, der schon im August 1875 durch die Erweiterung des kleinen Büchleins „Sittenbilder“ zum großen Buch über „Das Volksleben in Steiermark“ eine wirkliche und eingehende, wenn auch nur schildernde steirische Volkskunde geschaffen hat. Was etwa dazu noch zu ergänzen war, das hat Rosegger 1871 in den „Gestalten aus dem Volke“, 1872 durch die, gemeinsam mit dem Tondichter Richard Heuberger herausgegebenen „Volkslieder aus Steiermark“ (mit Melodien) und vor allem durch die überraschend zahlreichen, rein volkskundlichen Aufsätze im „Heimgarten“ (seit 1876) gegeben. Dazu hatte er ebenfalls schon 1871 in den „Gestalten aus dem Volke“, die er 1912 zu den „Älplern“ erweitert hat, die volkskundlichen Schilderungen über das rein bäuerliche Gebiet hinaus, auch auf das kleinbürgerliche Volksleben erweitert. — Man sieht aus dieser Titelaufzählung allein, wie reich die volkskundliche Arbeit Roseggers neben der dichterischen gewesen ist. Und wenn ich früher sagte, daß es dem Dichter selbst wohl für die meisten seiner Werke persönlich lieber sein dürfte, in ihnen als Dichter denn als Volksforscher angesprochen zu werden, so gilt dies eben bloß für die meisten seiner Werke. Ich weiß es nicht nur aus dem Munde des Dichters selbst, sondern auch aus seinen Schriften, daß er ganz genau scheidet zwischen seinen poetischen und seinen volkskundlichen Schriften. Im Vorworte zu seinen 1870 erschienenen „Sittenbildern“ sagt er ausdrücklich: „So will ich es denn versuchen, durch dieses Buch mein halbvergessen Völklein hinstellen vor das große Vaterland, nicht geschmückt und idealisiert, sondern ganz wie es ist. Es wird, hoffe ich,

deshalb nicht allzulein dastehen unter den Stämmen des deutschen Volkes.“ — Und noch deutlicher spricht er diese Absicht aus in den Vorreden zum „Volksleben in Steiermark“ und besonders zu den „Älplern“, auf die wir dann am Schlusse unseres Vortrages noch zurückkommen werden.

Sie sehen also schon, daß man nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hat, neben dem Dichter auch einmal dem Volksforscher Peter Rosegger gerecht zu werden.

Wenn man Roseggers Schriften, einschließlich der ungeheuren Summe von persönlicher Arbeit, die im „Heimgarten“ allein steckt, auf ihren volkskundlichen Wert hin durchsieht, so kommt man zunächst zur Überzeugung, daß es notwendig ist, die Arbeiten nach irgendeinem Gesichtspunkte zu sichten, um nur einen Überblick über deren überraschend gewaltige Fülle zu gewinnen. Ich möchte da zunächst einmal eine Scheidung vornehmen, nach dem unmittelbaren Wert der betreffenden Arbeiten für die wissenschaftliche Volkskunde. Darnach unterscheide ich drei Gruppen der Roseggerschen Arbeiten: 1. solche mit volkskundlichem Quellenwert, 2. solche mit volkskundlichen sachlichen Schilderungen und 3. solche mit vorwiegend poetischen Schilderungen, denen aber, als innerer Kern, eine scharfe Beobachtung tatsächlicher Verhältnisse zugrunde liegt. Von diesen drei Gruppen, in denen man nahezu alle, auch die meisten rein poetischen Werke des Dichters unterbringen kann, haben die beiden ersten Gruppen für jeden Volksforscher absolute Werte, die dritte Gruppe freilich nur für die, welche selbst Kenntnis des steirischen Volkstums besitzen. Ich will dies sofort an einigen Beispielen des näheren erörtern:

1. Zur Gruppe 1, mit Quellenwert, zähle ich alle direkten Mitteilungen von echten Volksliedern, Krippenliedern, Volkssagen, Volkssprüchen, Vierzeilern, wörtlich angeführten bäuerlichen Hochzeitsreden, Totenliedern, Spottlitaneien, Marterlaufschriften, Bauerngebeten, Bauernrezepten und wörtlichen und buchstäblichen Dialektproben. Denn, ganz im Gegensatz zu der großen Masse gänzlich verfehlter Dialektdichtungen, auf die wir alle Tage stoßen können, hat Rosegger von Anfang an sehr streng auf möglichst buchstabengetreue Wiedergabe der steirischen Dialekte gesehen und sich dafür so interessiert, daß er schon im 4. Band des „Heimgartens“ ganz auf eigene Faust die Sammlung und Herausgabe eines steirischen Dialektwörterbuches begann. — Diese wahrhafte Schatzkammer für jeden Volksforscher liegt freilich nicht an einem Ort der Roseggerschen Schriften. Man muß dazu die den einzelnen Gebieten (z. B. den Krippenliedern oder den Totenliedern) gewidmeten Aufsätze im „Heimgarten“ und dann sämtliche der genannten volkskundlichen

Bücher durchsehen, eine Arbeit, die manche Mühe kostet, aber immer großen Genuß und reichen Lohn gewährt. Man ist überrascht über die große Zahl dieser Mitteilungen und über den großen Seltenheits- und inhaltlichen Wert solcher Lieder und ähnlicher Dinge. Eine große Zahl von Vierzeilern, Neujahrssprüchen, Dreikönigsliedern, Hochzeitsreden usw. hat Rosegger auch im „Volksleben aus Steiermark“ gegeben. Und unter den 35 Jahrgängen des „Heimgartens“ ist wohl nicht einer, in dem nicht wenigstens 20 und mehr alte Lieder, Sprüche, Sagen u. a. entweder von Rosegger selbst oder von anderen mitgeteilt würden.

Die zweite Gruppe: Sachliche volkskundliche Schilderungen, umfaßt wohl die weitaus größte Zahl der volkskundlichen Schriften des Dichters. Zu ihr gehören alle die früher aufgezählten Bücher, die das Volksleben und die Volkssitten zu ihrem Inhalt haben. Eine Probe daraus gab ich Ihnen bereits am Beginne meines Vortrages, wo ich aus dem Buch „Volksleben in Steiermark“ ein paar Bilder aus den Advents- und Weihnachtsschilderungen las. Um Ihnen einen Begriff von der unglaublichen Fülle der Roseggerschen Arbeiten dieser Art verschaffen zu können, müßte ich Ihnen nicht nur die Inhaltsverzeichnisse aus den genannten Büchern, sondern auch eine Zusammenstellung der massenhaft hierher gehörigen Aufsätze im „Heimgarten“ geben. Das würde aber zu weit führen, und so begnüge ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß in den „Sittenbildern“ 35, im „Volksleben“ 41 (davon 20 nur über die einzelnen Teile des Bauernhauses) und in den „Älplern“ 42 (insgesamt also 118) volkskundliche Aufsätze Roseggers nur in den drei genannten Büchern erschienen sind. Die Proben, die ich eingangs dieses Vortrages gab, sind nur etwa der zehnte Teil eines einzigen dieser Aufsätze, und Sie mögen also daraus erkennen, was die volkskundliche Arbeit Roseggers nur dem bloßen Umfange nach bedeutet. Ich muß aber, um vollständig zu sein, noch hinzufügen, daß sich außerdem auch in den Novellen und Romanen Roseggers sehr häufig Schilderungen finden, die ihrem Wesen nach hierher gehören, besonders in „Jakob dem Letzten“ und im „Erdsegen“. Auf den inhaltlichen Wert und auf die Vielseitigkeit der aus unserem Volksleben behandelten Gebiete kommen wir später zu reden.

Als die dritte Gruppe scheidet ich endlich jene Arbeiten Roseggers aus, die poetischen Inhalts sind, aus denen aber — allerdings nur der persönliche Kenner steirischen Volkstums — die in ihrer Trefflichkeit einzigartigen scharfen Beobachtungen herauschälen kann. Statt vieler Worte ein Beispiel: In der Sammlung „Stoansteirisch“ findet sich unter vielen anderen das wahrscheinlich den meisten bekannte köstliche Geschichtl vom „Sauholter, der gern Kaisa war“. Da heißt es:

Der Baur ist mit an Sauholter va da Kirchn hoamgonga.
 „Rechtschoffn hobn s' aufmusiziert heint“, sogt da Sauholta.
 „Jo, daß heint wieda gor a so trummelt hobn!“ sogt da Baur.
 „Weil holt, moan ih, in Kaisa sei Nomenstog tat sei.“
 „Hons eh ah ghört, daß heint in Kaisa sei Nomenstog tat sei.“
 „Und derawegn wern s' a so trummelt hobn.“
 „Kon eh sei, daß s' derawegn a so trummelt hobn . . .“

Hier sind zwei Züge des obersteirischen Volkscharakters in kaum zu übertreffender Weise festgehalten. Einmal, die feine Bemerkung, wie dem Bauern gerade wegen des vielen Trommelns die Kirchenmusik einen besonders feierlichen Eindruck gemacht habe und dann die entzückend köstliche Darstellung des unglaublich langsamen Denkvorganges. Aber gerade hierin liegt für den, der den steirischen Bauer nicht persönlich kennt und der dieses Stücklein nicht bloß genießen, sondern daraus auch volkskundliche Studien ableiten möchte, eine Gefahr; die Gefahr nämlich, diesen äußerlich so unendlich langweilig anmutenden Denkvorgang einerseits auf das ganze Innenleben des steirischen Bauerntums zu übertragen und andererseits nichts als eben nur das langweilige Denken aus dieser Schilderung herauszulesen. Und doch wäre das erstere und das letztere gefehlt. Für den Kenner des steirischen Bauerntums liegt noch etwas ganz anderes hinter diesen äußerlich so langsamen Denkäußerungen verborgen: der wohlige Genuß des dolce far niente, das behagliche Auskosten des arbeitslosen und wenigstens von drängender Sorge befreienden Feiertages. An einen Hund oder an eine Katze mögen wir denken, die blinzelnd in der Mittagssonne am Boden liegen und die Glieder von sich strecken, zu faul, um nach einer vorbeisurrenden Fliege zu schnappen oder nach einem vorbeiwahenden Papierblättchen zu tatzeln. Wer die unendliche Masse von Energie und den Kräfteverbrauch kennt, die die harte Arbeit der Woche vom Almbauern fordert, der wird sich einerseits hüten, dieses langsame Gedankenäußern auf eine Energielosigkeit und Langweiligkeit des ganzen Seelenlebens zu verallgemeinern, der muß aber auch andererseits neben dem bloß Komischen auch das tief Behagliche und völlig Natürliche dieser Langsamkeit fühlen; ganz abgesehen davon, daß der Volksforscher wissen wird, daß bei allen bodenständig gebliebenen Volksstämmen, beim Bauern der norddeutschen Tiefebene ebenso wie beim süddeutschen Bergbauern, das langsam und wichtige Vorsichgehen des Denkprozesses und der Ausdrucksweise eher zu schätzende als zu verachtende Eigenschaften sind und daß sie nur das konservative Festhalten eines einst allgemeinen Seelenzustandes bedeuten, für den uns hastenden kribbligen Nervenmenschen, mit unserer

jagenden Ruhelosigkeit des Denkens, der richtige Maßstab völlig verlorengegangen ist.

Daß Rosegger selbst nicht nur das Komische, sondern vor allem auch das Behagliche dieser gemütlichen Langweiligkeit zum Ausdruck bringen wollte, sehen wir aus dem folgenden. Die Geschichte geht nämlich noch weiter. Die beiden, der Bauer und der Sauhalter, wandeln nach dem vorhergegangenen Gespräch einige Minuten wortlos nebeneinander her. „Da zündt da Baur sei Pfeifn on, und ban Feurschlogn, wiar er in Röhrspitz so zwischn sein Zähntn hot, sogt er: „Holt lacht jo, daß s' trumelt hobn wern, wan in Kaisa sei Nomenstog is.““

„Ih, wan ih Kaisa war, olli Tog liaß ih trumeln“, sogt da Holta.

„Ih nit, ih“, moant da Baur, „ih wissad ma wos Bessers.“

Schupft da Sauholta mit sein Schuachspitz auf 'n Weg a Stoandl hin und her und sogt: „Heili wohr ah, auf das war ih neugieri.“

„Af wos?“ sogt da Baur.

„Wos du tatst, wanst da Kaisa warst.“ . . . usw.

Die zwei Stellen, auf die ich hier von unserem Standpunkt besonders aufmerksam machen möchte, sind die, wo der Bauer die „Pfeifn anzündt, und ban Feurschlogn, wiar er in Röhrspitz so zwischen sein Zähntn hot, sogt“, und die zweite, wo es heißt: „Schupft da Sauholta mit sein Schuachspitz auf 'n Weg a Stoandl hin und her und sogt“ . . .

Das sind zwei derartig fein beobachtete Einzelzüge, daß man sie wohl als unübertroffen bezeichnen muß. Einzelzüge zudem, die ein wissenschaftlich volkskundliches Werk nie wird zu geben vermögen und die doch so unendlich wichtig für die feinere Kenntnis des Volkstums sind. Das sind Stellen, wo Kunst und Wissenschaft ineinander verfließen.

Und so ergibt sich uns die merkwürdige Tatsache, daß gerade die dritte der von uns aufgestellten Gruppe Roseggerscher Schriften, die objektiv vielleicht die volkskundlich wenigst wertvolle ist, daß diese Gruppe subjektiv für den, der sie richtig zu lesen versteht, die wertvollsten Perlen für eine richtige Volkerkenntnis enthält.

Doch lassen wir's jetzt mit dieser rein theoretischen Einteilung genug sein und schauen wir uns die volkskundlichen Arbeiten Roseggers nur von der rein praktischen Seite an, indem wir uns die wichtigsten Gebiete des Volkslebens, die Rosegger behandelt, und die Art, wie er sie auffaßt und behandelt, vor die Seele rufen.

Da sind zunächst das Bauernhaus und der Bauernhof, der bäuerliche Hausrat und die bäuerlichen Wirtschaftsformen. Ich habe schon gesagt, daß Rosegger im „Volksleben in Steiermark“ 20 Aufsätze dem Bauernhaus und seinem Zubehör gewidmet hat, und ich habe damit bereits ange-

deutet, daß es unmöglich ist, auf alle Einzelheiten einzugehen. Nur einzelne Stellen, die aber das ganze Kapitel völlig beleuchten, seien herausgegriffen. So sagt Rosegger z. B. auf S. 12 des genannten Werkes: „Wenn uns schon der Zustand der Dorfkirche maßgebend ist für die Höhe der Kultur, der ethischen und ästhetischen Entwicklung einer Gemeinde, so sind es uns um so viel mehr das in sich abgeschlossene Gehöfte, die einsame Waldhütte, freilich wohl häufig bloß durch die Laune des Zufalls und der natürlichen Verhältnisse zusammengewürfelt, oft aber doch aus dem Herzen der Bewohner herausgewachsen und dem Geiste alter Sitten angemessen. Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele.“ Mit diesem letzten Satz hat Rosegger ein Wort ausgesprochen, dessen grundtiefe Wahrheit nur der ganz zu erfassen vermag, der das Volk so kennt wie er oder der in jahrelanger wissenschaftlicher Arbeit dem innersten Wesen des Bauernhauses nahekommen vermochte. Darum war z. B. einer der Führenden auf dem Gebiete der Hausforschung, Professor Meringer, geradezu begeistert von der Tiefe dieses Ausspruches und hat ihn als Leitmotiv an die Spitze seiner einschlägigen Arbeiten gestellt. Und solche Sätze finden sich mehrere in derselben Abhandlung Roseggers. Wie ein lapidarer Spruch klingt es z. B., wenn er sagt: „Der Herd ist das Herz des Hauses, der Tisch ist der Kopf desselben. Der Hausvater hält es mit dem Kopfe, die Hausfrau mit dem Herzen.“ Wenn Rosegger einen solchen Satz ausspricht, so ist es ein Ausfluß seiner angeborenen und erlebten Volkskenntnis und seiner dichterischen Intuition; wenn aber dann die wissenschaftliche Forschung Punkt für Punkt nachweisen kann, wie der Herd wirklich das Herz des Hauses ist, wie sich bei den primitiven Hausformen sämtlicher Völker die Grundrißanlage und die ganze Entwicklung des Hausaufbaues in jahrtausendelanger Gestaltung immer wieder nach der Entwicklung der Feuerstätte gerichtet hat, dann stehen wir ergriffen vor der abermals offenbar gewordenen Wahrheit, wie die höchsten Zweige der Kunst und der Wissenschaft sich ineinander verflechten, und das Wort, das von der Seherkraft des Poeten spricht, wird uns verständlich.

Eine eigene Abhandlung widmet Rosegger im 17. Band des „Heimgartens“ (1893) dem Kachelofen: „So recht gemütlich“, sagt er, „ist nur der große, weite, behäbige Kachelofen mit seinen grünen oder braunen Augenreihen, mit seinem Holzgeländer und seiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen. — Daheim in meinem Vaterhause, da stand so einer, ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die sich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln und darüber, in weißem Lehm

eingefügt, die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen sich die lichten Stubenfenster mit ihren Kreuzen spiegelten. Der Ofen strebte weit auf und wölbte sich oben in Kacheln sachte zusammen.“ Wenn man fragte, wie alt er sei, so antwortete mein Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben setzen lassen oder der Urähndl . . .“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm sofort entfernt und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm fast alle Samstage die großen Augen gewaschen, daß er immer jung und frisch in die Stube schaute . . . Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot; alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunft; solcher Laibe ihrer 14 hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen. Während der Ofen also gesegneten Leibes war, hatte unsere Mutter ein besonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in seiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Tür und kein Fenster aufgemacht werden . . .

Mit solchen und ähnlichen Betrachtungen zeigt uns Rosegger, wie man die bäuerliche Wohnung ansehen muß, um über sie ein Urteil fällen zu dürfen. „Ein flüchtiger Blick in die alte Bauernstube“, sagt er, „lehrt uns nicht viel; wir sehen nur, daß sie dämmerig ist, riechen, daß sie eine mürfelnde Luft hat und merken, daß die Möbel alt, schwerfällig und wurmstichig sind. Wenn wir aber einzelne Einrichtungsstücke ansehen und ihre Geschichte und Bedeutung genau betrachten, da finden wir mehr als vielleicht zu ahnen war, und indem wir dem Möbelstück in sein Inneres blicken, schauen wir dem Hausbewohner tief ins Herz.“

Die Schilderung des Brotbackens, die ich früher zum kleinen Teil wiedergegeben habe und die Rosegger im 30. Jahrgang des „Heimgartens“ noch eingehender behandelt, führt uns gleich auf das Gebiet des bäuerlich-steirischen Nahrungswesens, das Rosegger in mehreren Abhandlungen erörtert; die Nachrichten darüber sind volkskundlich um so wertvoller, als bisher sehr wenig einschlägiges steirisches Material bekanntgeworden ist. Im 30. Jahrgang des „Heimgartens“ (1906) setzt uns Rosegger „Die Schüssel Kraut, ein Tischgericht aus dem obersteirischen Bauernleben“ vor. Ausgehend von dem Spruch: „Ban an Bauern, der an großn Krautgortn und an vulln Saustoll hat, is guat Knecht sein“, schildert er zunächst die Vorliebe des steirischen Bauern für alle Krautgerichte und beschreibt dann genau und ausführlich die ganze langwierige Behandlung des Krautes, vom „Krautsamen“ angefangen und vom Setzen der „Pflanzen“, von denen jedes einzeln in Jauche getunkt und eingesetzt wird, von der Zeit des Wachstums bis zur Erreichung der Gestalt, die man „Plotsche“ und noch später „Gepel“ nennt; er erzählt weiter von der Behütung des bäuerlichen Krautgartens vor Hasen, vom „Krautwürm-

klauben“, von den „Kesselgruben“ und „Krautgruben“, in denen das Kraut über den Winter aufbewahrt wird, von der Zubereitung des Krautes und den verschiedenen Gerichten mit Kraut. — Wer die Bedeutung des wissenschaftlichen Werkes von Heyne über das „deutsche Nahrungswesen“ kennt, der wird die Wichtigkeit solcher Detailschilderungen würdigen können und er wird zugeben müssen, daß es für eine starke Anlage des Dichters zu einem volkskundlichen Gelehrten spricht, wenn dieser am Schlusse seiner ausführlichen Abhandlung über das Sauerkraut sagt: „Und wenn dieser eine und nicht einmal der hauptsächlichste Nahrungszweig im obersteirischen Bauernhause schon eine so umständliche Geschichte hat, wie erst, wenn wir die noch viel längere und mannigfaltigere Geschichte des Brotlaibes betrachten! Oder des Stückes Fleisch oder der Rein Milch oder des Plutzers Öl oder des Kruges Most oder des Sackes Erdäpfel oder des Korbes Obst!“

Jawohl! Rosegger hat ganz recht; es steckt nicht nur unendlich viel Kulturgeschichte in all diesen Dingen des bäuerlichen Alltags, an denen wir so gerne blind oder höchstens mit einem geringschätzigen Blick vorübergehen, sondern es steckt auch eine Unsumme von Arbeit, von Menschheitsarbeit und von der Arbeit des einzelnen in ihnen. Und dabei ist das noch der angenehmere Teil der bäuerlichen Arbeit. Nun aber erst die schwere Feldarbeit, die unendlich mühevollere schwere Vieharbeit!

Rosegger hat nicht nur über all diese Arbeitsgebiete mehrfache wertvolle Schilderungen gegeben, sondern er hat auch, was uns besonders wertvoll ist, einen der Hauptzüge des alpenländischen Bauern, sein ganz eigenartiges, fast an menschlichen Verkehr gemahnendes Verhältnis zum Vieh in interessanter Weise beleuchtet. Seine Geschichte „Die Schwoagrinn und ihr Kua“ hatte den Germanisten Schröer so gefesselt, daß er dem damals noch sehr jungen Dichter die Anregung gab, er möge einmal seine Erfahrungen über den sprachlichen Verkehr mit Haustieren veröffentlichen. Rosegger kam dieser Aufforderung schon im 2. Band des „Heimgartens“ (1878) nach und brachte dort eine volkskundlich äußerst wertvolle, ausführliche Arbeit über alle Namen, Lockrufe und sonstigen sprachlichen Redewendungen, die die Bauern des Jockellandes den Haustieren gegenüber gebrauchen. Die Gattungs- und Artnamen sowie die Benennung der verschiedenen Entwicklungsstufen des Tieres (Kalberl, Stirl, Jodl, Kalbn, Terzln u. dgl.), die Ausdrücke für das Befruchten und Werfen, die uralten Rufnamen (Feichlo, Ziernhof usw.), die Zurufe und Worte beim Melken, beim Pflügen, beim Lenken und endlich die bäuerlichen Hundennamen werden hier in großer Zahl mitgeteilt und behandelt. Es ist bisher wohl die einzige steirische Arbeit dieser Art.

Die größte Zahl der Roseggerschen volkskundlichen Schriften ist dem Leben des Bauern von der Wiege bis zum Sarg und an den einzelnen Tagen des Jahres gewidmet. Wir können aus der gewaltigen Fülle natürlich auch hier wieder nur einiges, recht bezeichnendes herausheben:

Da möchte ich vor allem des volkskundlich wichtigen Gebietes des Kinderspiels gedenken, das mit Ausnahme der Kinderlieder und Auszählprüche, deren übrigens im „Heimgarten“ auch mehrere mitgeteilt sind, bei uns noch recht wenig erforscht ist. Hören wir wieder Rosegger selbst. Im 30. Band des „Heimgartens“ (1906) erzählt er: „Der Waldbauer sagt bei den Kindern nicht ‚spielen‘. Darunter versteht er eigentlich nur das Kartenspiel. Spielen tun die Lumpen. Das, was wir an Kindern spielen nennen, heißt ‚tatnen‘ oder ‚totnen‘. Wie ‚tatnen‘ denn die Bauernkinder? Ach, ihr Herrenbabys, die Bauernkinder haben es gut! So lustig spielt sich’s nirgends auf der Welt als im Bauernhof, und so fein wird ihnen das Spielen nirgends gemacht. Denn es wird ihnen, sobald sie einmal ein wenig krabbeln können — eigentlich verboten!“ Rosegger zählt dann die zahlreichen Körperspiele der Kinder auf: Buckelringen, Haspelanschlagen, Geieraustreiben, Salzhalten, Blindemausfangen, Ringelreiatanzen, Eselreiten, Eierdutschen, Engerlfliegen usw. Diese körperlichen Spiele der Bauernkinder werden unter dem Sammelnamen „Raufen und Bären“ zusammengefaßt. Eingehender schildert der Dichter dann das Spiel mit der „Dockn“ (d. h. Puppe), die oft nur ein eingewickelter Stiefelknecht oder ein Strohbündel ist. „Das Spielzeug“, sagt er, „ist Nebensache, die Beschäftigung ist alles!“ Da werden Ställe gebaut aus Fichtenzäpfchen, Krippen ausgehöhlt aus Rüben, Bauten aus Erde aufgeführt, Schiffchen aus Baumrinde geschnitten, dazu kommen Pfeil und Bogen und die mannigfaltigen Arten des Schnitzelns und Flechtens. „Die Arbeit des Bauern ist mannigfach genug, aber noch mannigfaltiger ist die ‚Tatnerei‘ seiner Kinder. Sie ist unerschöpflich wie der Schaffensdrang eines jungen, frischen Menschenkindes. ‚Und da glauben die gescheiten Herrschaften‘ — so schließt Rosegger dieses Kapitel — ‚da glauben sie noch, sie müßten ihren Kindern fertige Spielsachen kaufen. Das heißt die Kinder systematisch untüchtig machen, zur Trägheit erziehen und zur lahmen Beschaulichkeit, die für niemanden weniger paßt als für die Kinder. Aber die gesunde Natur läßt sich kein Blümlblaml vormachen. In den Bauernhöfen ist die wichtige Hochschule für Kinder, auf welcher sie spielend lernen, tätig zu sein, erfinderisch, schöpferisch zu werden. Man frage einmal nach, woher die tüchtigsten Techniker, die findigsten Mechaniker, die besten Baumeister, die ursprünglichsten Künstler kommen . . .“

Neben diesem frohen Kapitel über das Kindesalter des Bauern führt Rosegger im 2. Bande des „Heimgartens“ ein sehr düsteres über die

bäuerliche Kinderpflege und über den Kretinismus in den steirischen Bergen vor. Ich erwähne dies, obwohl wir nicht näher darauf eingehen können, nur, um die öfter gehörte Ansicht, als ob Rosegger nur die schönen Seiten des Bauerntums schildere, zu widerlegen und verweise diejenigen, die etwa damit noch nicht vom Gegenteile überzeugt wären, auf die geradezu furchtbar realistische Schilderung eines vertierten bäuerlichen Wüstlings, die Rosegger im Jahre 1901 unter dem Titel „Die schöne Lenerl, ein Schattenbild aus dem Volksleben“ in der „Grazer Kunst“ geschrieben hat.

Wir eilen in unserer Betrachtung weiter. Breiten Raum hat Rosegger der Jugendzeit, und da wieder besonders dem Liebesleben der Bauern, gewidmet. Von der „Samstagnacht und vom Gasseln und Fensterln in den steirischen Alpen“ hat er, namentlich in den älteren Bänden des „Heimgartens“, mit einer Innigkeit und Treuherzigkeit zu erzählen gewußt, daß man daraus in wahrhaft erquickender Weise lernen kann, welch ein Unterschied zwischen deutscher und französischer Behandlung erotischer Themen besteht — wenn sich auch freilich die französische Behandlungsweise recht häufig bei deutschschreibenden Schriftstellern findet. Volkskundlichen Quellenwert besitzen die zahlreichen, seltenen und nur schwer zu erfahrenden Gasselsprüche mit ihrem oft sehr deutlichen Inhalt. „Bei den Städtern“, sagt Rosegger von ihnen, „wird die Liebeserklärung nur in Opern gesungen, bei den Bauern kommt es alle Tage vor, daß der Bursche es dem Mädchen vorsingt, wie gern er es habe. Die Leute sind ja so arm an Worten, besonders wenn sie was zu sagen haben; daher bedienen sie sich hergebrachter Formen und Sprüche, die durch Reim und Melodie in ihrem Gedächtnisse hängengeblieben sind. So ist es im Gebete, so ist es in der Liebe.“ Mehrmals, z. B. 1896 im 20. Jahrgang, wird im „Heimgarten“ auch erzählt, wie „arme Bauerndirnlein Briefe schreiben“. Da solche wörtlich mitgeteilte bäuerliche Liebesbriefe selbstverständlich Quellenwert für die Volkskunde besitzen, werden die Schreiberinnen, die zudem meist längst ins ewige Reich der Liebe eingegangen sind, die Indiskretion wohl verzeihen.

Daß zahlreiche Beschreibungen von Bauernhochzeiten nicht fehlen, versteht sich von selbst. Besonders wertvoll scheint es uns, daß Rosegger im Jahre 1893 (im 17. Band des „Heimgartens“) die streng sachliche Beschreibung einer Bauernhochzeit aus der Riegersburger Gegend aufgenommen hat, die ihm der Bauernsohn Josef Faist eingeschendet hatte. Prächtig ist Roseggers Schilderung, die er 1888 von einer goldenen Hochzeit gibt. „Die goldene Hochzeit“, sagt er, „gehört auf dem Dorfe zu jenen Anlässen, da die Altgesessenheit, Festständigkeit und der patriarchalische Geist des Landvolkes zu elementarem Ausdrucke kommt. Ein

solches Fest ist nicht von außen ins Volk getragen, es ist von innen herausgewachsen, es bewegt und erhebt die Gemüter und übt eine nachhaltige, sittliche Wirkung.“

Ich müßte nun, da wir beim bäuerlichen Leben sind, eigentlich auf diejenigen Arbeiten Roseggers eingehen, die sich die Schilderungen des Bauerndaseins an einzelnen Tagen oder in gewissen Zeiten des Jahres zur Aufgabe gestellt haben. Allein, ich würde zu gar keinem Ende kommen, wollte ich damit beginnen. Wie Rosegger einzelne Zeiten schildert, davon habe ich ohnedies zu Beginn des Vortrages für den Advent und die Weihnachtszeit einige Proben gegeben. Aber es gibt keine Zeit des Jahres und fast keinen wichtigeren Tag im bäuerlichen Jahrlauf, dem der Dichter nicht eine eigene Abhandlung gewidmet hätte. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß der Hauptwert in volkskundlichem Sinne, gerade in den, anderswo kaum zu findenden Schilderungen der weniger bekannten Bauernfeiertage liegt, z. B. im Aufsatz über den „Grüß dich Gott, Sonntag“ (1879), über den „Bußtag der Hagestolzen“ (1881) oder über den „Lichtbratel-Abend“ (1892) oder übers „Martiniloben“ usw. usw. Da erfahren wir von Sitten unseres eigenen Volkes, von denen wir keine Ahnung hatten! Für ebenso wertvoll halte ich ferner auch die Mitteilungen über das bäuerliche Gebaren an Winterabenden, an denen, wie Rosegger sehr mit Recht meint, „ein beträchtlicher Teil des deutschen Märchens und Schwankes, des deutschen Volksliedes und des deutschen Spieles“ geboren ward. „Denn das Volk, wenn es den ganzen Tag schwer gearbeitet hat, wird des abends erst zum Dichter, Sänger und Schalk.“ Da ist denn meines Wissens auch wieder Rosegger der erste gewesen, der schon 1884 im 8. Band des „Heimgartens“ einen wertvollen Aufsatz gebracht hat über die Lieblingsbücher, die das Volk an solchen Winterabenden liest, die Evangelien- und Leidenchristi-, die Legenden- und freilich auch die Planeten- und Traumbücher, die Ritterromane und in neuerer Zeit Schundromane. Da war freilich das alte Volksbuch von Michael Dilherr, „Der große Schauplatz der Geschichte“, erschienen 1637, und von Rosegger in einem eigenen Abschnitt im 2. Band des „Heimgartens“ behandelt, viel was Gescheiteres. Rosegger knüpft an diese Abhandlungen auch Vorschläge zur Verdrängung des Schundes aus der bäuerlichen Lektüre. „Das beste wäre“, meint er, „wir könnten Positives mit Positivem verdrängen. Man sollte fürs Volk ein Traumbuch schreiben, das ihm endlich aus dem Traume helfe, man sollt ihm ein ‚Glücksrad‘ geben, das ihm klarmachte, wie der Mensch nur durch Arbeit und gesellige Tugenden Glück finden kann, man sollte dem Volk ein ‚Planetenbuch‘ spenden, welches es über Himmel und Erde unterrichtet, man sollte ihm Rittergeschichten erzählen von großen Männern . . ., aber man müßte das

alles hübsch auf Löschpapier drucken, mit schlichten Holzschnitten versehen und für wenige Kreuzer hinausgeben . . . Ins Lehrhafte aber dürfte die Sache nicht spielen; der Bauer, der in der Kirche bei der Predigt schläft, will nicht erst, wenn er Sonntags auf dem Rasen liegt und ein Buch zur Unterhaltung liest, angepredigt werden.“ — Es ist interessant, wenn wir sehen, wie so manche dieser von Rosegger schon 1884 gemachten Vorschläge heute, z. B. bei Volksbüchern des Dürerbundes, tatsächlich durchgeführt werden.

Rosegger, der so viel über das Bauernleben zu erzählen gewußt hat, ist auch dem düsteren Kapitel vom bäuerlichen Tod nicht aus dem Wege gegangen. Von hervorragender volkskundlicher Bedeutung sind die zum Teil prachtvollen, tiefgreifenden bäuerlichen Totenlieder, von denen viele im 4., 6., 13. und 15. Band des „Heimgartens“ mitgeteilt wurden. Noch viel mehr als mit dem Tod des einzelnen Bauern hat sich der Dichter aber mit dem Absterben des heimischen Bauernstandes in seiner Gesamtheit befaßt. Ich habe bei den Vorarbeiten zu diesem Vortrag die Überzeugung gewonnen, daß es ein vollkommen unberechtigter Vorwurf ist, wenn man sagt, daß sich Rosegger zuwenig um die soziale Frage des Bauernstandes kümmere. Abgesehen von dem erschütternden sozialen Roman „Jakob der Letzte“ habe ich in den verschiedenen Jahrgängen des „Heimgartens“ nicht weniger als neun grundlegende und mit heißester Hingabe an den Gegenstand geschriebene Aufsätze des Dichters gefunden, die sich mit der Frage, ob und wie die für den Bestand unseres Volkes und unseres Staates unbedingt nötige Rettung des Bauernstandes durchzuführen sei, befassen. Einer dieser Aufsätze ist auch in der angesehenen reichsdeutschen Zeitschrift „Die Grenzboten“ erschienen und hat nicht nur in ganz Deutschland Aufsehen hervorgerufen, sondern dem Dichter auch eine ganze Flut von Briefen und Erörterungen über seine Ansichten in dieser Sache gebracht, von denen er die wichtigsten im „Heimgarten“ abgedruckt hat. Ich müßte aber diesem hochwichtigen Kapitel einen eigenen Vortrag — mindestens so lang wie dieser — widmen, wollte ich ihm nur halbwegs gerecht werden.

Wir lassen daher für heute die weltliche Seite der Volkskunde und sehen uns dafür noch ein wenig auf dem religiösen Gebiete des steirischen Volkslebens um. Das ist wohl das Gebiet der Volkskunde, dem der tief religiös veranlagte Dichter sein innerstes Herz geweiht hat. Wir haben schon mehrfach hingewiesen auf die Liebe, die Rosegger den weihnachtlichen Krippenliedern unserer Bauern entgegenbringt. „Die Naivität des Kindes und den Humor der Einfalt“ sieht er in ihnen. „Der sie einst gedichtet hat“, meint er, „war aus Freude über das liebe Christkind völlig närrisch gewesen. Hunderte singen sie heute noch in Dörfern und

Hütten. Die Frömmigkeit glaubt sie, die Welt belächelt sie; aber der Himmel erhört sie. Diese Lieder, pathetisch in ihrer Einfalt, müssen freilich behütet werden vor frivolen Geistern, die sich daran belustigen, denn sie sind nur jenen echtgebildeten, gottbegnadeten Herzen gegeben, die bei all ihrer Vollkommenheit in der unendlichen Kindesseele des Volkes wurzeln.“ Rosegger hat diese uns heute sehr verständlichen Worte im Jahre 1880 geschrieben. Das Verdienst, das er sich durch ein so warmes Eintreten für die Krippenlieder erworben hat, können Sie aber nur dann recht ermessen, wenn Sie hören, daß nur zehn Jahre vorher, im Jahrgang 1870, einer von mir im übrigen hochverehrten heimischen Zeitschrift jemand in allem Ernste folgendes über dieselben Lieder geschrieben hatte: „Diese Krippenlieder mit ihren albernen Texten waren gewiß schon jahrhundertlang im häuslichen Kreise üblich; dem vorigen Jahrhundert, der Zeit der Idylle und Schalmeien, der Zeit der tiefsten Entartung jeder Kunst, gebührt das traurige Verdienst, diese weltlichen, albernen, oft unsinnigen Lieder in das Haus Gottes eingeführt zu haben. Wie es bis heute nicht gelungen ist, dieses Ungeziefer aus der Kirche zu entfernen, so scheint auch die Zukunft hoffnungslos zu bleiben . . . Melodien und Texte sind von solcher Frivolität, daß jeder Unbefangene sein Angesicht mit beiden Händen verdecken und im bittersten Schmerze ausrufen möchte: Domine salva nos, perimus!“

Es gibt darauf nur die Antwort, die Rosegger gegeben hat: „Die Welt belächelt sie, aber die Frömmigkeit glaubt sie, und der Himmel erhört sie!“ Es gibt ja wohl keine innigere, kindlichere, heißere und vor allem selbstlosere Gottesverehrung als diese steirischen Krippenlieder. Wie fern wir aber auch heute noch diesem innersten Seelenleben unseres bäuerlichen Volkes stehen, beweisen die fortwährenden Schwierigkeiten, die immer und immer wieder bei der Aufführung des Paradeisspieles auftauchten. Wir können uns auch hiefür bei Rosegger Rat holen. Im 18. Band des „Heimgartens“ (1894) hat er eine eigene Arbeit über „Religionsfrevl im Volke“ veröffentlicht. Er bespricht hier jene Volks sitten, die, wie das „Bischofeinweihen“, „Lazarusbegraben“, „Faschingsbegraben“ oder wie die „Brechellitaneien“ bei Volksunkundigen leicht den Eindruck eines kleinen Religionsfrevls hervorrufen könnten. Ganz richtig sagt Rosegger: „Von einem Frevl kann keine Rede sein: erstens, weil die Absicht zu freveln fehlt, und zweitens, weil in den meisten Fällen das ebensowenig beabsichtigte Ärgernis tatsächlich nicht gegeben wird. Der Mensch besitzt, wie wir alle wissen, einen großen Nachahmungstrieb, und man könnte sagen, je tiefer seine Kulturstufe, desto größer der Nachahmungstrieb. Dazu kommt bei unseren Älplern noch der Hang nach dramatischen Schaustellungen. Welche Vorbilder aber haben sie hierin?

Keine anderen, als die Kirche und ihren Kultus.“ Wir reden mit Recht von der kindlichen Naivität des Bauernvolkes. Wenn also diese Sitten Religionsfrevler sind, dann ist es auch Religionsfrevler, wenn ein kleines Kind zu Hause einen Altar baut und Messelesen spielt.

Freilich leugnen wir nicht, daß es auch in der Bauernreligion viele Schattenseiten gibt. Im 24. Jahrgang des „Heimgartens“ (1900) geißelt Rosegger selbst das bäuerliche, völlig andachtslose Herunterleiern der Gebete aufs schärfste, und er schildert dort auch vielfach abergläubische, von den Bauern selbst gewählte Gebete wie den „Tobiassegen“, die „Wundergebete“, „Haus- und Viehsegen“ usw., die vielfach ins Heidentum zurückreichen und volkskundlich freilich von hohem Interesse sind. Nicht anders aber als das Hohelied auf unsere heimische Bauernreligion müssen wir die unvergleichlich schöne Arbeit bezeichnen, die Rosegger 1893 (im 17. Jahrgang des „Heimgartens“) über die Marienverehrung in den Alpen veröffentlicht hat. „Nicht zu messen“, sagt er, „nicht zu messen in seiner Weite und Tiefe ist das Meer von Seligkeit, welches der Marienglaube in die Herzen der katholischen Menschheit gebracht hat. Darum unvernünftig bis zum Erbarmen wäre ein Bestreben, den Marienkultus aus der Welt zu schaffen. Unsere liebe Frau! Ich kann wohl sagen, sie ist mir eine zweite Mutter geworden.“ Ich habe diese Worte des Dichters nicht nur wegen ihrer ergreifenden Innigkeit hierhergesetzt, sondern auch, weil sie mir der schlagendste Beweis für meine Behauptung sind, daß uns Städter Roseggers volkskundliche Schriften der Volksseele nahebringen können, wie gar nichts anderes. Wer diese heiße Frömmigkeit in des Dichters Worten nicht versteht, der wird auch unser heimisches Bauerntum und damit einen Grundstamm unseres eigenen Volkes nicht verstehen. Wer sich aber mit Liebe und gutem Willen nur in diesen einen Aufsatz Roseggers über die steirische Marienverehrung versenkt, der wird im Verständnis des steirischen Bauerntums einen bedeutenden Schritt vorwärts machen. Denn Rosegger behauptet nicht nur, sondern er beweist auch: In der eingehendsten Form schildert er alle die Arten der bäuerlichen Marienverehrung in Gedenk- und Opfertafeln und in der inbrünstigen, oft an Verzückung gemahnenden Anrufung der Mariazeller Muttergottes in zahlreichen Wallfahrten, in Kapellen, Wegkreuzen, Bildern, in den zahlreichen Votivgaben und Amuletten ebenso wie in Blumen- und Käferbenennungen und in den herrlichen, alten bäuerlichen Mariensagen und Marienliedern, von denen er einige wundervolle Proben mitteilt. Das wichtigste aber ist, daß uns Rosegger in dieser Arbeit, die ich als eine seiner glänzendsten bezeichnen möchte, auch das völlig klare Verstehen dieser Muttergottesverehrung aus der Volksseele heraus in überzeugender Weise lehrt. Man lese nur die er-

schütternde Szene, da in Roseggers Vaterhaus der alte Knecht im Sterben lag und ihm im fürchterlichen Todeskampf die Augen aus den Höhlen herausquollen, während eine alte Magd mit gellender Stimme dem Sterbenden Gebete von den Greueln des Fegefeuers und der Hölle in die Ohren schrie. Wie da Roseggers Vater sie zur Türe hinauswies, ruhig und gütig zum Sterbenden trat, ihm den Schweiß von der Stirne wischte und still ihm in die Ohren flüsterte: „Unsere liebe Frau!“ Und wie dieses Wort wirkte, wie eine lindernde Mutterhand, die sich liebevoll auf die Stirn des kranken Kindes legt. Und man lese nur die prachtvolle Stelle, wo Rosegger in diesem selben Aufsatz von seiner eigenen innigen Marienverehrung schreibt: „Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel schwere Gewitterwolken aufstiegen, sah ich in goldnen Wolken den Saum ihres Kleides. Und wo durch die Lücken des Gewölkes noch schräg das ätherische Band eines Sonnenstrahls niederging, da war es für mich nichts anderes als der Gnadenstrahl unserer lieben Frau: „Fürchte dich nicht, Kind, ich beschütze dich!“ Wenn ich die Schafe durch den finsternen Wald trieb und aus der Ferne das Heulen der Wölfe zu hören glaubte, da gaukelten die Fünklein der Johanneswürmchen neben mir her, die Nachtlichter unserer lieben Frau, und ich hörte sie: „Kind, ich geh’ gleim neben deiner, es geschieht dir nichts. — Wenn ich am späten Abende in den Vollmond schaute, da saß sie drinnen und lächelte mir zu: Kind, geh’ in Gottesnamen schlafen!“

Das ist nicht nur der Poet, der da schon im Knaben sich regte, sondern das sind die Schwingungen der ganzen Volksseele, die den Namen „Frauensuh“ und „Marienkäfer“ und all die herrlichen Mariensagen und Lieder erdacht hat, Schwingungen der Volksseele, die freilich in des jungen Dichters Innerem zu ganz besonders starken Tönen anschwellen; das ist ein Teil jener uralten deutschen Marienverehrung, die sich in den mittelalterlichen Marienliedern und in den himmlisch schönen deutschen Marienstatuen der Gotik ebenso enthüllte wie sie sich uns in unseren altsteirischen bäuerlichen Liedern von unserer lieben Frau verkündet.

Von diesem Boden aus wird uns vieles verständlich, was am Bauern-tume so manchen unverständlich war. Von diesem Boden aus müssen wir auch die bäuerliche Kunst verstehen, die ja in erster Linie eine religiöse Kunst ist. Denn es gilt besonders fürs Landvolk, wenn Rosegger sagt: „Die Mutter der Kunst heißt Begeisterung, meinestwegen! Aber die Großmutter der Kunst heißt Religion!“

Zu dieser religiösen Volkskunst leitet uns der ausgezeichnete Aufsatz, den der Dichter im Jahre 1893 (17. Band des „Heimgartens“) über Kreuzsäulen und Hauskapellen veröffentlicht hat und der uns vom Standpunkte der Volkskunde ebenso interessiert wie von dem des Heimatschutzes.

Volkskundlich dort, wo Rosegger die Standplätze, die Formen, die Verehrung, die Einweihung, die Bildnisse, Papiergirlanden, Heilige-Geist-Tauben, Totenkronen, Votivgaben, Fresken und die gesamte Ausschmückung solcher Kreuze und Kapellen bespricht und vom Standpunkte des Heimatschutzes, namentlich in der Schlußbetrachtung, die er an diese Abhandlung knüpft. „Mehr als ein Plätzchen kenn ich“, sagt er, „wo einst eine fromme Kapelle gestanden und wo heute eine Kegelbahn mit Lusthaus, ein Salettl steht, dessen Wände mit Bildern aus illustrierten Zeitungen tapeziert sind. Und anstatt Kreuzsäulen stehen an vielen Wegen und Stegen Wegzeiger, Touristentafeln und Reklametafeln mit weithin schreienden Aufschriften. Immer seltener werden die Emporblicke und Aufzeiger zum Idealen, und trotz allen Brillen, welche die Wissenschaft ihm aufzusetzen gibt, wird der moderne Mensch immer kurzsichtiger; er hat nur ein Auge für seine nächste Umgebung; ins Jenseits hinüber dringt weder sein Blick noch seine Sehnsucht.“ — Ganz ähnlich äußert sich Rosegger auch in dem wertvollen Aufsatz über die „Martertafeln“ oder „Marterln“ (im 4. Bande des „Heimgartens“), und er beschließt auch ihn mit dem Hinweis auf die scheußlichen Reklametafeln, die nun auch im Gebirge so vielfach an ihre Stelle treten. Mit Bitterkeit beendet er diese Abhandlung mit den Worten: „Seit unsere Alpen ein Wildpark der Städter werden und man für naive religiöse Darstellungen der idealeren Gebirgsbewohner nur Spott hat, seitdem durch den Einfluß der Städte auch die Älpler an Bedürfnisse aller Art zunehmen, seitdem sehe ich die Zeit kommen, in der Plakate und Annoncen unseren Augen auch im Gebirge zu ‚Martertafeln‘ werden.“

Ich könnte nun an diese kurzen Andeutungen über die religiöse Bauernkunst eine große Zahl Roseggerscher Arbeiten über die weltliche Volkskunst schließen. Allein die Zeit gebietet mir, mich zu beschränken, und ich will daher nur hinweisen auf zahlreiche treffende Abhandlungen Roseggers über die Volksmusik, über das Volksschauspiel überhaupt und über das Paradeisspiel im besonderen, wie er solche im 4., 5., 7., 9., 12., 16., 26., 28. und 35. Bande des „Heimgartens“ veröffentlicht hat. Ich möchte nur noch zwei seiner Äußerungen, eine über den Steirertanz und eine über das Volkslied, hier vorlesen. Daß ich den Steirertanz in das Kapitel der Volkskunst stelle, werden Sie sofort begreifen, wenn Sie die wahrhaft klassische Schilderung hören, die Rosegger schon 1879 (im 2. Bande des „Heimgartens“) von ihm gegeben hat: „Sie tanzen Arm in Arm. Das Mädchen legt den blonden Lockenkopf an sein Herz, er legt leicht und fein seinen Arm um ihren Nacken und schmiegt seine Wangen um ihr Köpfchen, und mit der anderen Hand hebt er die ihre hoch in die Lüfte wie einen Triumphbogen, durch welchen — als sich der Reigen

wendet — einmal die Tänzerin, dann wieder der Tänzer hindurchgleiten. Da steht er wie ein Baum, um den im Kreise die Windsbraut rauscht; er ist der Mann, nach dessen Winken das Weib sich dreht und schwingt und schmiegt. Dann wieder ist er es, der sich niederbeugt und sein Haupt unter das süße Joch des weiblichen Armes legt, durch dasselbe sich in leichter Anmut zwingt, bis er ihm wieder entschlüpft ist. Endlich läßt er die Genossin ganz aus der Hand und schließt die Augen und klatscht mit den Händen und stampft mit den Füßen den Takt zur Musik und tut ein Jauchzen, als müsse davon die Decke der Hütte zerspringen. Man meint schon, so in den Schallwellen schwimmend, vergäße er aufs Mädchen, aber er streckt den Arm aus, und sie ist wieder bei ihm. Sie halten sich an der Hand und schreiten langsam voran wie ein Brautpaar, und wieder schmalzt der Goding mit den Fingern und greift zum Zither- und Schwelgspiel, daß es wahrhaftig seine Form hat. Das Mädchen stemmt den Arm in die Seite und lächelt über die Achsel zu den Leuten hin, die auf alles vergessen haben und dem Tanze zusehen. Wie ihr schönes Auge leuchtet, wie ihre Wange rot ist, wie ihre Brust in Freude wogt — wie sie stolz ist auf ihren Tänzer, den feinsten weitum, und daß sie zeigen kann, wie der Tanz sein müsse, den sie tanze, und der Tänzer, dem sie sich vertraue! Ja, wie ein ganzes Menschenleben legt sich's in diesen Bewegungen dar, ein Leben mit Lust und Leid, mit seinem Schaffen und Ruhm, mit seinen Rechten und Pflichten — ein Leben mit seinem Suchen und Finden, Hingeben und Abstoßen und Verlieren —, ein Menschenleben mit all seinem Ernst und all seinem Taumel.“

So hat Rosegger den Steirertanz angeschaut; wir wünschten nur, daß ihn recht viele so anschauen möchten. Denn eines würde dann völlig klar: Wenn uns nervenstarken Großstadtmenschen schon wirklich der alte Walzer auf einmal zuwenig Kraft und zuwenig Liebe enthält, wir Steirer sind deswegen doch keinesfalls genötigt, uns neue Tänze von den Negern zu entlehnen!

Die zweite Stelle aus Roseggers Schriften über weltliche Volkskunst, die ich vorlesen möchte, betrifft das Volkslied. Soviel Rosegger auch über dieses geschrieben hat, ich glaube, es genügt diese eine Probe vollkommen, wenn Sie ihren Sinn richtig verstehen wollen. Es ist ein kurzes Gedicht im 24. Bande des „Heimgartens“, das Rosegger „Das Volkslied“ betitelt und welches lautet:

Es springt ein güldener Bronnen
Aus heißem Herzen auf.
Er spiegelt in die Sonnen
Des Menschen Lebenslauf.

Es steigt ein ewiges Klingen
Zu Gottes Himmel an,
Das Höchste muß man singen,
Weil man's nicht sagen kann.

Kein Adler mag sich heben
So hoch zum Himmelszelt,
Als deine Lust am Leben
Im Jauchzen aufwärts gellt.

So tief legt sich der Müde
Zur letzten kühlen Rast,
Als du dein Leid im Liede
Zur Ruh gebettet hast.

Wenn ich schließlich noch hinweise auf mehrere Aufsätze Roseggers, die einzelne Eigenschaften des Bauern behandeln, so auf den berühmten gewordenen Vortrag über Bauernhumor (abgedruckt im 25. Bande des „Heimgartens“) oder auf die Abhandlung über den Bauernstolz (im selben Jahrgange), auf die Arbeiten über den Reinlichkeitssinn, über Bauernmode und Bauerngastlichkeit, so habe ich die wichtigsten volkskundlichen Gebiete aus der erstaunlichen Fülle der Roseggerschen Schriften wenigstens gestreift.

Es erübrigt uns nun nur noch, ehe wir zum Schlusse kommen, nach der bereits geschilderten sachlichen Bedeutung des Dichters ein paar Worte über seine persönliche Bedeutung für die Volkskunde zu sagen.

Jeder, der sich in richtiger Weise mit Volkskunde befaßt, wird von Tag zu Tag bescheidener und zurückhaltender mit der Behauptung, das Volk zu kennen. Das sokratische Wort: „Ich weiß, daß ich nichts weiß“ fühlt der am meisten, der sich am eingehendsten mit dem Studium des Volkes befaßt. Sie können auch tagtäglich die Erfahrung machen, daß gerade diejenigen Städter, die dem Volk am allerfernsten stehen, reiche Parvenus, die gelegentlich einer Sonntagsjagd oder einer Bergpartie einmal sich einem Bauern gegenüber ein paar herablassender Worte vergeben, am raschesten mit ihrem Urteil übers Bauerntum fertig sind. Aber die großen Volksforscher, Justus Möser, die Brüder Grimm, Wilhelm Heinrich Riehl und wie sie heißen mögen, reden ganz anders. Und ganz ebenso wie sie redet Rosegger in dem prachtvollen Aufsatz „Volk“, den er 1891 im 14. Bande des „Heimgartens“ geschrieben hat und den sich nicht nur jeder Volksforscher, sondern auch jeder, dem es um die nationale Frage ernst ist, auf sein Programm setzen müßte. Dort sagt Roseg-

ger: „Wer dem Volke fern steht, für den ist es nicht leicht, zu ihm zu kommen . . . Ein besonderer Schlüssel gehört dazu, um das Herz des Volkes aufzusperren. Das Volk als solches kann man weder lieben noch hassen, man muß es suchen, nehmen, tragen, fürchten, bekämpfen, bewundern wie ein Element. Ist es ja doch jedes einzelnen ureigenstes Lebenslement, in welchem er entsteht, wächst, gedeiht und zugrunde geht. Unter den Landleuten zu verkehren ist eine größere Kunst, als etwa eine Salongesellschaft zu unterhalten, es ist die Kunst, die kaum gelernt werden kann, die Kunst, die angeboren sein muß, die Kunst der Humanität. — Wer den Weg zum Volke mit der Laterne der Kritik sucht, der findet ihn immer . . . Das Volk ist keine Bildergalerie, in welcher man sich nur gleich so hineinstellen kann vor die Gemälde und sie kritisieren. Das Volk ist unendliches, meertiefes Leben. Man muß den Bauer kennenlernen als Pfarrer und Lehrer, als Hausvater und Knecht, als Wirt und Krämer, als Rekrut und Landstreicher, man muß ihn sehen als Kind, Jüngling, Mann und Greis, man muß mit ihm eine Taufe und eine Hochzeit, eine Bestattung, einen Hausbau, eine Feuersbrunst durchgemacht haben, man muß ein Weihnachten, ein Ostern, eine Kirchweih mit ihm gelebt haben — kurz, man muß ihm in allen seinen Gestalten und Bewegungen gefolgt sein, um ihn messen zu können. Oft wird er anwidern, abstoßen, empören, noch öfter aber anmuten und hinreißen. Man wird Achtung, Neigung, Liebe für ihn empfinden, man wird oft und gern hineinblicken in diesen ungeheuren, manchmal verzerrend, manchmal wunderbar klar und wahr zeigenden Spiegel seiner selbst.“

So überzeugend und richtig kann nur jemand reden, der das Volk nicht nur persönlich kennt, sondern der ganz aus ihm hervorgegangen, dann aber durch einen genialen Intellekt von ihm räumlich getrennt worden ist und der — darin liegt der springende Punkt — dem Interesse für dieses Volk und seiner Eigenart dennoch so treu geblieben ist. Und all diese Bedingungen finden wir nur bei Rosegger. Aus dem innersten Mutterschoße des steirischen Volkstums ist er geboren. Seine Mutter, die Köhlerstochter, war ein Stück Leben gewordene Volkspoese, ein lebender Teil der mythenbildenden Kraft des Volkes: „Für sie war der Mond das Spinnrad der himmlischen Jungfrau, die aus seinen Silberstrahlen ein zartes Netz über die Baumäste spann. Sie besaß die Gabe der Einfältigen: sie sah, was ihr der Glaube zeigte, sie zweifelte nicht daran, daß die himmlische Spinnerin wirklich in dem leuchtenden Gestirn säße, und wenn es sein weißes Licht erstrahlen ließ, zeigte sie es Peter voller Andacht.“ — Und so sog er, wie keiner von uns, aus der Mutterbrust jene Urkraft des Empfindens, die unseren germanischen Altvordern ihre Mythen und ihre Götterwelt erstehen ließ. Darum sah er als Halterbub

„nicht weiße, rosa oder Regenwolken, sondern ungeheuerliche Tiere, die bewegungslos dastanden und dennoch dahinkrochen“ oder „fürchterliche Riesen mit goldigem Mantelsaum, mit verknorrten Gliedern und gewaltigen Köpfen, und er sah, wie sie ihre Finger nach der Sonne ausstreckten.

Aber mit der Urkraft sog der Dichter auch die Ursehnsucht zum Volkstum in sich, sein größtes Leid und sein größtes Glück: Das Heimweh! Und als der große äußere Riß erfolgt und als aus dem Bauernbuben der junge städtische Schriftsteller geworden war, der sich bald Peter Rosegger, bald Hans Malser nannte, und als die Gifte der Großstadt im Taumel des Wiener Nachtlebens auch diese Blüte des Volkstums verschren wollten, wie sie so manche andere versehrt hatten, da zeigte sich die himmlische Gewalt dieser Urkraft, und Rosegger riß sich los und blieb treu! — Und das, meine ich, war die größte Tat des Dichters und die größte Tat des volkskundigen Peter Rosegger. Dieser Treue danken wir seine Größe, und dieser Treue dankt er den herrlichen, geraden, einzig schönen Weg seiner inneren Entwicklung. Dieser Treue aber danken wir es auch, daß ein Stück Mensch gewordener Urkraft des Volkstums uns in so unübertroffener Weise zum Kündler heimischen Volkstums werden und uns in so überzeugender Weise den Weg des Heils und der Rettung weisen konnte, der da heißt: zurück zum Volk!

Ich weiß ganz gut, daß die große Masse noch verzweifelt weit weg steht von diesem Weg. Aber daß sich ein so Großer wie er so treu, so mutig und so unentwegt dem breiten Strom entgegengeworfen hat, das allein schon gibt uns das Recht auf Hoffnung. Und in der Tat! Mehr als viele wissen oder wissen wollen, regt sich's auch allenthalben, um des wahren Volkstums und der Heimat Art zu schirmen, fest, gütig und treu. Und das sei unser Schwur zu des Dichters siebzigstem Geburtstag, daß wir immer unserer steirischen Heimat und ihrem Volkstum treu bleiben wollen, wie er ihr treu geblieben, und daß wir auf unser Banner die Worte schreiben wollen, die er uns zuruft:

Reiße vom Strande dich, eh' fremde Bande dich
Stumpf gemacht; nimmer ihr Sklave sollst sein.

Denn deine größte Kraft und deine Meisterschaft
Sproßt aus der heimischen Erde allein!

Das unmittelbare Erlebnis des Volkslebens, wie es Viktor v. Geramb so oft geschenkt war, wird in dieser kurzen Schilderung bildhaft dargestellt. Die in der Einleitung genannte Freundin der Frau Frieda v. Geramb ist wohl Lisbeth Kalin gewesen, die als Frau „Schulrat in Pension“ immer noch eine treue Freundin des Volkskundemuseums und besonders des Volksbildungsheimes St. Martin war, an dessen Ausbau sie wesentlichen Anteil hatte.

Zur Entstehung von Volksliedern

Im Winter vorigen Jahres hielt ich mich einige Zeit im Gebirgsdorf Krakaubene an der steirisch-salzburgischen Grenze auf. Allabendlich kamen die Bauern und Knechte der benachbarten Häuser zu einem kleinen Abendtrunk in der „Wirtskuchl“ beim „Ebnerwirt“, wo ich wohnte, zusammen. Da wurde auch gesungen, und so wie wir an den Liedern und Jodlern der Bauern unsere Freude hatten, fanden auch diese ein großes Vergnügen, wenn ihnen meine Frau, ihre Freundin, mein Töchterl und ich Volkslieder, die sie nicht kannten, vorsangen.

Ganz besonders gefiel ihnen das Lied vom Edelknaben: „Diandl, wüllst an Edlknabn oda wüllst an Jaga habn? Na, na koan Jaga mag is nid, da hoabats glei: D' Frau Jagarin und die Büchsenputzerin, na, na, koan Jaga mag is nid.“ — Wir sangen das Lied genau in der Fassung, wie es bei Konrad Mautner „Alte Lieder und Weisen aus dem steyerm. Salzkammergut“ auf Seite 283 f. steht, also mit den sechs Strophen, in denen dieselbe Frage an das Diandl für einen Jäger, einen Schneider, einen Schuster, einen Sagschneider, einen Lehrer und einen Bauern gestellt wird. Nachdem das Diandl alle abgelehnt hat, nimmt sie jubelnd den Bauern.

Das Lied, das unseren bäuerlichen Zuhörern völlig unbekannt war, löste bei ihnen solche Freude aus, daß sie uns tagtäglich baten, es wieder vorzusingen, bis sie schließlich in der dritten Woche unseres Aufenthaltes schon alle mitsangen.

Kurz vor unserer Abreise kam eines Sonntagabends auch ein Schmiedemeister mit seiner Tochter mit, der, etwa eine halbe Stunde von

uns entfernt, in einem Graben seine Schmiede hatte und der abends selten ausging. Er wurde von den Bauern fleißig gehänselt, und endlich mußten wir wieder, zum x-ten Male, den „Edelknaben“ anstimmen. Nach der fünften Strophe — vom Lehrer — sang ganz unerwartet der Knecht vom Nachbardorf (genannt „Handlmoar“) folgende, aus dem Stegreif gereimte Strophe hinein:

„Diandl, wüllst an Edlknabn
Oda wüllst an Schmiedmoasta habn?
Na, na, koan Schmiedmoasta mag is nid,
Da hoaßats glei: D' Frau Schmiedmoastarin
Und die Ombasklockerin*.
Na, na, koan Schmiedmoasta mag is nid.“

War schon diese ausgezeichnete, dem Geist des Liedes völlig eingeordnete Stegreifdichtung für uns bemerkenswert genug, so waren wir auf das höchste überrascht, als uns der „Handlmoar“ auf unsere Frage, woher er diese Strophe habe, beteuerte, wir hätten sie ihm vorgesungen, eine Meinung, von der er sich trotz aller unserer Einwendungen und Gegenbeweise absolut nicht abbringen ließ.

Es ist das ein besonders deutliches Zeugnis für die halb unbewußte, durch die bereits bestehenden Strophen gemeinsam mit der Situation (Anwesenheit des Schmiedemeisters) bedingte Schöpfung neuer Strophen beziehungsweise neuer Wörter (Schmiedemeister und Amboßklocker) und damit auch eine feine Bestätigung für die Richtigkeit der von Hans Naumann („Grundzüge der Volkskunde“, S. 129) aufgestellten These: „Aus der Improvisation entsprungen, das heißt aus dem lebendigen Konnex des einzelnen mit der Gemeinschaft, aus der er einen Augenblick als ihr Organ, ihr Mundwerk hervortritt, um sofort wieder in sie hinabzutauchen, sind diese Liedlein wie der Funke, der in einer ganzen Spannungsschicht erzeugt, sich schließlich in einer Spitze entlädt.“

In Hinkunft wird in der Krakauebene das Lied immer mit der neuen Strophe gesungen werden, die sich von dort gewiß — falls das Lied überhaupt neu im Volke Wurzel faßt — weiterverbreiten wird, und das alte Lied vom Edelknaben wird in Zukunft also nicht mehr sechs, sondern sieben Strophen haben. All das nur, weil zufällig ein Schmiedemeister gehänselt wurde und weil der „Handlmoar“ eben die richtige „Entladungsspitze“ für die Spannungsschicht jener Situation und jener Gemeinschaft gewesen ist. In wieviel hundert und tausend Fällen wird es ebenso gewesen sein?

* Amboßklopperin

Die ständige Bemühung um die theoretische Grundlegung der Volkskunde wurde in zahlreichen Aufsätzen Gerambs dargelegt. Einer der bezeichnendsten ist die Zusammenfassung seiner Vorträge, die er im Jahre 1936 bei den Salzburger Hochschulwochen hielt. Wir drucken hier den von ihm besorgten Auszug ab.

Volkskundliche Grundfragen

Das wissenschaftliche Arbeitszentrum der Volkskunde ist theoretisch immer noch umstritten. Die eine Richtung sieht die eigentliche Aufgabe der wissenschaftlichen Volkskunde in der psychologischen Erfassung des „Unterschichtlichen“, d. h. der von allen Fesseln und Hemmungen literarisch-logisch-gesellschaftlicher Erziehung nicht oder wenig berührten „naturhaft“ lebenden Teile der Nation. Zu diesen rechnet A. Spamer nicht nur Bauern, Hirten, Jäger, Fischer u. dgl., sondern auch alle „Asozialen“ wie Landstreicher, Dirnen, fahrend Volk aller Art, während andere (Schwietering) Volkskunde mit Bauernkunde gleichsetzen.

Gegen diese Auffassung werden in neuerer Zeit besonders zwei Einwendungen erhoben. Die eine (Harmjanz) hält die Einstellung auf das bloß „unterschichtliche“ Vulgushafte in unseren Tagen für einen Anachronismus. Diese Einstellung sei zu W. H. Riehls Zeiten, vor 80 Jahren, gerade noch möglich gewesen, heute gäbe es ein so naturhaft lebendes Element unter einer modernen Kultur, wie es die Deutschen sind, kaum noch. Die deutsche Volkskunde müsse (wenn sie nicht bloß historisch, sondern „Gegenwartsvolkskunde“ sein wolle) ihr heutiges Arbeitsfeld in jener „Spannungsschicht zwischen sozialer Verdichtung und Erkenntnisdrang“ suchen, in der heute der Großteil unseres Volkes (Bauern wie Arbeiter) tatsächlich leben.

Eine andere Einwendung gegen die Einstellung auf den Vulgusbegriff erhebt sich sichtlich im Zusammenhang mit der nationalen Bewegung unserer Zeit, besonders im Deutschen Reich. Ihr ist vulgus allein zuwenig; sie will von der Volkskunde die Erfassung der gesamten Nation. Dabei beruft sie sich auf W. H. Riehl, der ja auch den Sinn der volkskundlichen

Einzelbetrachtungen in der zusammenfassenden „Idee der Nation“ gesehen habe.

Zu diesen Verschiedenheiten der Grundauffassungen kommen noch etliche methodische Unstimmigkeiten. Besonders angefochten wird (neuestens zumal von Harmjanz) die von John Meier und Hans Naumann begründete „Zweikulturen-Theorie“, d. h. die säuberliche Scheidung der Volkskultur in „primitive Gemeinschaftskultur“ und „gesunkenes Kulturgut“, die übrigens schon von Spamer und Geramb als eine — zwar sehr wichtige —, aber dennoch nur sichtende „Vorfrage“ gekennzeichnet worden ist.

Es ist nun sehr bezeichnend für den recht abstrakten Charakter aller dieser spekulativen und erkenntniskritischen Meinungsverschiedenheiten, daß sie in der Tat alle nur in rein theoretischen, an sich gewiß nötigen, zu gesunder Überprüfung zwingenden und daher begrüßenswerten Untersuchungen eine Rolle spielen. In praxi spürt man von ihnen in den eigentlich volkskundlichen Werken und Arbeiten — mögen sie aus der oder jener theoretischen Richtung herkommen — recht wenig. Sie alle (auch die neuesten und größten wie etwa das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Spamers großes, zweibändiges Handbuch „Die deutsche Volkskunde“, B. Schiers „Haus- und Kulturlandschaften“, Mautner-Gerambs „Steirisches Trachtenbuch“, A. Spamers „Das kleine Andachtsbild“, H. v. Freudenthals „Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch“, aber auch Harmjanz' Untersuchungen über die Feuersegen usw.) erstrecken sich — wie wir meinen sehr mit Recht — samt und sonders auf jene gegenständlichen (dinglichen und tätigen) wie geistigen Äußerungen des vulgushaften „Volkslebens“, die auch unsere Sprache seit altersher als „Volkstracht“, „Volkskunst“, „Volks Glaube“, „Volksbrauch“, „Volksrecht“, „Volksdichtung“, „Volkslied“ usw. bezeichnet.

Wir meinen nun, da ja jedes Wasser an seiner Quelle am reinsten ist, um hier Klarheit zu gewinnen, gut zu tun, wenn wir einen kurzen Blick auf das geschichtliche Werden, besonders auf jenen Ursprungsbereich unserer Wissenschaft werfen, den man als die eigentliche Quell- und Geburtsstätte der Volkskunde bezeichnen muß. Dieser Bereich ist die Geistesströmung der deutschen Romantik. Gewiß gibt es „Quellen zur deutschen Volkskunde“ schon seit Tacitus und durch das ganze Mittelalter hindurch (Bußordnungen, Patrologie u. v. a.). Auch kann man seit der Zeit der Humanisten schon einzelne volkskundliche Darstellungen nachweisen, in denen „das Volk“ nicht immer „nur Staffage der Landschaft“ ist, sondern bisweilen auch schon um seiner selbst willen geschildert wird. Diese Darstellungen nehmen im 17. und 18. Jahrhundert zu, die Schriften des Schweizers Renwart Cysat, des Sachsen Fr. Friese, des

Steirers Chr. A. Fyrtag u. a. zählen hierher. Aber ihnen allen haftet noch mehr oder minder die Freude am „Kuriösen“, an dem Raritätenhaften an. Und wenn dann der Italiener G. B. Vico schon 1725 eine Art Völkerpsychologie verfaßt, wenn Montesquieu soziologische Untersuchungen der Kollektivgeistigkeit unternommen, wenn Rousseau mit dem Ruf nach Rückkehr zur Natur auch eine Flucht der Gesellschaft in die Gefilde der Schäfereien, Hirten und Bauern entfesselt hatte, und wenn im 18. Jahrhundert auch schon vom „esprit des nations“ geredet wurde, so sind das alles zwar wichtige Stationen auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Volkskunde, aber im Hinblick auf diese selbst — auch nicht mehr.

Erst J. G. Herder und Justus Möser entriegelten den Quell zu einer Wesens- und Tiefenschau ins eigene Volkstum und bahnten damit jenes „Nachhausefliegen“ des Geistes in die mütterlichen Gründe der eigenen Volksseele an, das im Kreise der deutschen Romantiker um die Wende des 19. Jahrhunderts zu einer eigenen Lehre führte, die als solche empfunden und „Volkskunde“ benannt wurde.

Ein uns naheliegendes Beispiel für die Art und Weise, für den Geist und für die volkskundliche Methode der Romantiker bietet uns die Lebensarbeit Erzherzog Johanns von Österreich. Er stand von Jugend auf durch Johannes von Müller mit dem Kreis der romantischen Geistesführer in Verbindung, und seine volkskundlichen Fragebogen zeigen uns — wenn man sie mit vielen ähnlichen seiner Zeit vergleicht — unwiderleglich, daß die damalige „Volkskunde“ genau dieselben Äußerungen des Volkslebens umschloß, wie sie es in praxi noch heute tut, nämlich: volkstümliche Siedlungsformen, Haus und Hof, Wirtschafts- und Arbeitsweise, Nahrung, Kleidung (Tracht), Volkskunst, Volks Glaube, Volksbrauch und Volksdichtung im weitesten Umfang des Wortes.

Und wenn die Romantiker diese Äußerungen als „Nationaltrachten“, „Nationalgesänge“, „Nationalsitten“ bezeichneten, so sieht man schon daraus, daß auch bei ihnen die „zerstreuten Teiluntersuchungen“ von der „Idee der Nation“ zusammengehalten wurden und daß sie gerade im vulgus — nicht so sehr das „Unterschichtliche“, sondern vielmehr den Mutterboden oder, wie einer von ihnen, Ludwig Richter, so besonders schön sagte, den „Waldboden“ sahen, aus dem man „den Herzschlag des Volkes vernimmt, wenn man sein Ohr auf ihn legt“.

Das klingt in der Tat so romantisch, daß heute gar manche glauben, sich vor solcher Romantik fürchten zu müssen, weil sie mit moderner, wissenschaftlicher Sachlichkeit unverträglich sei. Und doch liegt in diesem Waldhornklang etwas, das wir als zeitlos tief und als wahrhaft deutsch empfinden müssen. Mag sein, daß andere das ethnologisch interessantere und, wie die meisten glauben, „jedenfalls zeitgemäßere“ Getön

eines Saxophons jenem Waldhornklang vorziehen und aus ihm wohl gar den bezeichnenden Ausdruck des heutigen, in internationale Gesellschaftsmasse aufgelösten „Volkslebens“ hören möchten. Der Waldhornruf klingt dennoch — sei's auch kaum bewußt oder durch Nebengeräusche verwirrt — in Millionen deutscher Herzen nach.

Wir glauben in der Tat, daß wir mit diesem Gleichnis an einem entscheidenden Aufschlußpunkt stehen. Wer nämlich jenen Waldhornklang richtig zu vernehmen vermag, der horcht in solche „Tiefen“, der sieht so sehr ins „Reich der Mütter“, daß ihm alle Bedenken wegen des Anachronismus vergehen müssen, zumal ihm die Tiefe dieses Reiches alle Zeitbegriffe übersteigt, während ihm die Bedenken wegen der „völkischen Enge“ wahrhaft verkehrt erscheinen müssen, weil er ja hier den Urgrund alles Volkstums erschaut.

Albrecht Dieterich hat schon das Richtige getroffen, wenn er den Hoffmann-Krayerschen Terminus „vulgus in populo“ mit „Mutterboden der Nation“ übersetzte und wenn er die zeitlose und völkische Bedeutung der Volkskunde als Vulguskunde mit den schlichten Worten kennzeichnete: „Überall, wo aus diesem Mutterboden Kultur erwächst“ — d. h. im gesamten Bereich solcher Volkskunde, stehen wir gleichzeitig auch im Quellgebiet sämtlicher Kulturwissenschaften, die uns der Erkenntnis unseres nationalen Wesens näherbringen.

Ich brauche in der Tat nur zwei Begriffe, die freilich zwei Welten umschließen, anklingen zu lassen, um das sofort zu erhärten: die zeitlose Welt des Religiösen im weitesten Wortsinne und die völkisch an Wichtigkeit durch nichts zu überbietende Welt, die man heute mit dem Wort „Bevölkerungspolitik“ zu umschreiben pflegt und in deren Gegenwartsbedeutung für unser Volk vor allem Burgdörfer unheimlich und zeitgemäß genug hineingeleuchtet hat. Es wird niemand leugnen können, daß der Wurzelgrund beider Welten, der religiösen wie der volksbiologischen, auch heute noch im glaubens- und kinderfreudigen vulgus liegt. Damit allein aber muß dieses vulgus auch einer noch so national wie auch einer auf die Gegenwart eingestellten Volkskunde das entscheidende Arbeitszentrum bleiben.

Mit anderen Worten: Mag sich das Primitive im heutigen deutschen vulgus auch noch so sehr auf „Resterscheinungen“ zurückziehen* und so immer mehr ins Reich der Vergangenheit zurücksinken. Viel wichtiger

* Übrigens ist auch das cum grano salis zu fassen. Wir sehen auch heute noch ganze Fabriken damit beschäftigt, apotropäische Amulette für Automobile zu erzeugen, und die Statistik zeigt, daß selbst primitivste Formen des Aberglaubens Zehntausenden von Kartenaufschlägerinnen, Wahrsagern und dergl. ausreichenden Lebensverdienst gewähren.

ist es, daß — um mit Georg Kochs erlösenden Worten zu reden — das Primäre, d. h. jene Urverbundenheit mit dem Göttlichen und mit Familie und Boden bestehen bleibe, die nun einmal — auch im Zeitalter des Saxophons — eben doch die Lebenswurzel jedes gesunden Volkes ist und sein wird.

Nach dieser Auffassung sehen wir im vulgus weniger einen Stand, als vielmehr einen Zustand. Gewiß erkennen auch wir im einsam hausenden, verkehrsentlegenen Berg- oder Heidebauern den Architypus des Vulgusmenschen, gewiß wissen auch wir, daß dieser Bauer vor allem anderen der lebende Bewahrer der organisch gewachsenen Siedlungs-, Haus-, Kleidungs-, Geräte-, Sprach- (Mundart-), Lied-, Tanzformen usw. ist. Allein während dies längst nicht mehr für das gesamte deutsche Bauertum zutrifft, sehen wir andererseits Mundarten auch in Städten, ja sogar in Stadtteilen wachsen, man denke etwa an das „Lerchenfelder Wienerisch“, sehen Formen des vulgushaften Geisteslebens auch in den Kindern aller Stände und Schichten lieblich blühen, erfreuen uns über die Urverbundenheit der Kinderfreude, aber auch über viele echte Volksbräuche wie z. B. die Sitte des Maizweiges und des Christbaums, auch in weiten Arbeiterkreisen, wie denn überhaupt das Vulgushafte — im Guten wie im Schlechten — bisweilen bei jedem Menschen, zumal im Affekt, oft genug durchschlägt.

Wir leugnen nicht die von Harmjanz betonte Spannungsschicht, wir sind uns auch ausreichend darüber im klaren, wie zerstörend und verzerrend sie sich auf alles, was wir als vulgus empfinden, auswirkt; aber wir sehen andererseits vulgus nicht nur in jenen Reservationen entlegener Gebirgsbauerngemeinden, die freilich dahinschwinden wie das Gletschereis am Ausgang der Eiszeit, sondern wir sehen die urverbundenen Kräfte seiner Macht als biogenetischen Entwicklungszustand immer und überall wieder formbildend und gestaltend aus dem tiefsten Grunde der Volkheit emporsteigen; und wir glauben, daß sie — ebenso wie das hundertmal totgesagte Bauertum — immer noch dasein werden, wenn vieles, was uns heute im Brennpunkt der sozialen Zeitgeschichte zu stehen scheint, längst verschwunden sein wird.

Was diese Urverbundenheit auf dem Gebiete des religiösen Volkslebens bedeutet, das hat uns für den evangelischen Norden kürzlich erst Georg Koch und für den katholischen Süden neben Hans Naumann und Max Rumpf erst jetzt wieder F. M. Willam in seiner Salzburger Vortragsreihe gezeigt. Es ist dies auch der letzte Sinn mehrerer Publikationen meiner ehemaligen Schüler.

Willams Vorlesungsreihe* offenbart uns aber auch noch eine andere alte Weisheit aufs Neue. Sie hält gerade jener Spannungsschicht den so dringend nötigen Sittenspiegel vor, den schon W. H. Riehl von jeder richtigen Volkskunde verlangt hat. Ganz so, wie bereits die Germania des Tacitus ein solcher Sittenspiegel war, den dieser hochgebildete Römer der gefährdenden Spannungsschicht in der altgewordenen Überkultur des Römerreiches entgegeng gehalten hat.

Ja, wir glauben: Nie ist Volkskunde als Vulguskunde, als Kündlerin der ewigen primären Lebenskräfte der Urverbundenheit so nötig gewesen als gerade heute.

Dabei meinen wir den Sittenspiegel der Vulguskunde gar nicht nur im moralischen Sinne. Wir vernehmen gewiß auch diesen deutlich genug, und wenn wir aus den zahllosen Lebensäußerungen des Volkes von einst kindselige „altdeutsche Redlichkeit“ und alle Vorzüge des „Bauerntums von guter Art“ sorgfältig aufspüren und verzeichnen, so erklingt hinter den rein wissenschaftlichen „Ergebnissen“ auch uns machtvoll genug eine ergreifende Mahnung „von den deutschen Ahnen“, wie sie Max Mell in seinem wundervollen Spiel gleichen Namens mit der bezwingenden Kraft des großen modernen Dramatikers mitten in den Alltag rauhester Gegenwart hereingerufen hat.

Aber darüber hinaus sagt uns das Studium des vulgus in populo noch mehr. Wir sehen in ihm die richtunggebende Grundströmung im tausendjährigen Strom jenes historischen Prozesses, der nach W. H. Riehls treffendem Vergleich den Willen und das geschichtliche Werden unserer Nation bedeutet. Möchten doch viele, besonders die Jugend, diese Grundströmung richtig sehen und lernen. Einen besseren Weg zur wahren, innersten Volksgemeinschaft gibt es nicht als dieses Sehen und Erkennen. So aber sehen die meisten nur die Oberfläche, nur das Spiel „der eben vorbeiflutenden Wellen“ in diesem Strom. Und sie wollen diesen Wellen Halt gebieten, weil sie glauben, in ihnen sei das deutsche Wesen. Und da sie das nicht können, „weil die Welle ja aufhört, Welle zu sein, wenn man ihr Halt gebietet“, so stürzen sie sich mit Macht und Opfermut in die Strömung jener Wellen; und je stärker eine solche Strömung ist, und es gab und gibt sehr starke und entscheidende Strömungen im großen deutschen Strom, um so mehr lassen sie sich von ihr, und nur von ihr fortreißen und übersehen und vergessen über der Strömung den Strom. Und viele wertvolle Kraft verprascht dann in der Strömung und geht dem Strom verloren, obwohl es doch letzten Endes allen um diesen zu tun sein müßte.

* Auszüge davon in „Salzburger Hochschulwochen 1936“.

Wer den Grundstrom nicht aus dem Auge verliert, wer das vulgus, den Mutterboden fest im Blick behält, der wird auch im tosendsten Strömen der Wellen auf festem Grund stehen. Und dies zu lehren scheint mit allerdings die zeitgemäße Aufgabe der Volkskunde zu sein.

Weiter: Der Blick ins vulgus der Vergangenheit und Gegenwart lehrt uns nicht nur den Grund, sondern er lehrt uns auch die natürliche Struktur einer wahren Volksgemeinschaft erkennen. Das war ja auch schon der letzte Sinn der Riehlschen vierbändigen „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“. Organische Gemeinschaft, naturhaft gewachsene Gemeinschaft ist etwas wesentlich anderes als organisierte Gemeinschaft: „Einheit und Uniformität sind zweierlei.“

Eine naturhaft gewachsene Siedlung ist nicht dasselbe wie eine organisierte Stadtrand- oder Industriesiedlung, eine organisch gewachsene Sitte nicht das gleiche wie ein organisiertes Fest, eine organisch gewachsene Tracht ist etwas anderes als eine Uniform usw. Man verstehe uns indessen hier nicht falsch. Wir wollen nicht den Wert der Organisation leugnen. Ein Staat ist nun einmal ein organisiertes Gebilde, und ein organisierter ordo ist selbstverständlich tausendmal besser als kein ordo, d. h. als Anarchie. Aber jede Organisation muß — wenn sie festen Bestand haben will — auf dem Natürlichen, d. h. Organischen, aufbauen, und sie muß weiter alle Lehren für diesen Bau aus der genauen Kenntnis jener lebendigen naturhaften Gemeinschaftsformen gewinnen. So hat es Riehl gemeint, und so gesehen ist es nichts weniger als Anachronismus, sondern vielmehr unendlich gegenwartsnah, wenn er sagte: „Die Volkskunde muß aller Staatsweisheit Anfang sein.“

Und ebenso wie die primäre, naturverbundene Gemeinschaft kann und muß auch die „Zweikulturen-Theorie“, oder wie wir lieber sagen, „das Wechselspiel der Kräfte zwischen Mutter- und Tochterschichten“ unsere Lehrmeisterin im Aufbau der Volksgemeinschaft bleiben. Denn dieses Wechselspiel zwischen den Kräften der Beharrung und jenen der Bewegung, zwischen denen der organischen Gemeinschaft und jenen der individualbetonten Oberschichten bis hinauf zu den höchstpersönlichen Hochkulturen der geistigen Führerschaft ist nun einmal da. Es kann ebensowenig weggeleugnet und wegorganisiert werden wie die Ungleichheit der Individuen und der Einzelschicksale, es ist wie diese ein Naturgesetz, mit dem wir rechnen und dem wir uns fügen müssen. Schließlich beruht ja doch auch Harmjanz' „Spannungsschicht“ auf nichts anderem als auf eben diesem Wechselspiel der Kräfte. Mag es sich da nun um „Kunstlied im Volksmund“, um Mode in der Tracht, um Liturgie im Volksbrauch, um Stilformen der Hochkunst in der Volkskunst oder mag es sich um jenen „Erkenntnisdrang in der sozialen Verdichtung“ handeln,

es kam und es kommt überall und immer lediglich darauf an, daß sich dieses Wechselspiel urverbunden, d. h. natürlich, „nach den ewigen ehernen gleichen Gesetzen“ und nicht gezwungen vollziehe und daß daraus wahrhafte und bewährte gute, mit anderen Worten „geprägte Form erwachse, die lebend sich entwickelt“, d. h. eben Kultur — und nicht Kitsch, nicht verlogene, weil naturwidrige Zwangsform. Wie dieses Wachstum vor sich ging und immer aufs Neue vor sich gehen muß, wenn es gesund und von Bestand sein soll, das zu erforschen ist eine der vornehmsten Aufgaben unserer Wissenschaft.

Auf diesen Grundgedanken aufbauend, zeigten die Vorträge an vielen Beispielen, die durch das trachtenkundliche Seminar aus meinem engeren Arbeitsgebiet ergänzt wurden, das Wesen des vulgus im primären Gemeinschaftsleben (wobei mich der ständige Hinweis auf Willams treffliche Ausführungen wesentlich unterstützte); ferner die Formen des mutterschichtlichen Geisteslebens, sodann das Wechselspiel der steigenden und sinkenden Kulturgüter zwischen Mutter- und Tochterschichten (wobei der Unterschied in den Aufgaben und Methoden der Volkskunde und der Ethnologie herausgearbeitet wurde) und endlich das spezifisch deutsche Wesen, dessen Keime sich schon im vulgus deutlich erkennen lassen, wobei man freilich zwischen den elementaren Primitivformen (z. B. Märchenmotiv) und gestalteter Form (z. B. Märchen) scheiden muß. Als die eigentliche Aufgabe der modernen Volksforschung ergab sich die allerdings schwierige Klarstellung dessen, was die mutterschichtliche Gemeinschaft aus den primären und elementaren Kulturgütern einerseits und aus den Oberschichtlichen, gesunkenen bzw. einströmenden Kulturformen andererseits zur artgemäßen Eigenkultur gestaltet, was sich sehr oft unbewußt oder kaum bewußt und nicht so sehr individuell als vielmehr eben in der organischen Gemeinschaft vollzieht. Mit einem Hinweis auf das wichtigste Schrifttum und mit etlichen praktischen Ratschlägen für heimat- und volkskundliche Forschungswanderungen fanden die Ausführungen ihren Abschluß.